

Pulp

Magazine



1 #

Fat Town
Narco Polo
Der letzte Pilger
About Tigers and Deers
...und viele mehr

Pulp

Magazine



Erste Ausgabe

Einführung

Als Homage an die originalen “Pulp-Magazine”,
welche ihr Hoch leider nie nach Europa trugen.

Geschichten über verrückte Alchemisten, eigenartige Detektive,
Zeitreisende und Ganoven, welche man den Mund besser mit Seife auswaschen sollte.

Viel Spass

Inhaltsverzeichnis

Das Tagebuch des Zacharia Bromberg - Erster Teil
S.6

Wieso ist der Pinguin ein Vogel?
S.11

Narco Polo - Erstes Kapitel
S.14

Fat Town
S.21

Der letzte Pilger
S.30

Die Abenteuer des Jonathan von Felsenburg
S.33

About Tigers and Deers - Prolog und erste Räubergeschichte
S.38

Das Tagebuch des Zacharia Bromberg

Von Nathan Anthamatten

Aus dem Briefverkehr des Kommissars Gordon mit Detective Mills

Lieber Gordon

Von welch unerfreulichem Fund muss ich dir berichten, werter Kollege. Von welch kruden Gedanken muss ich dir erzählen. Doch will ich nicht mit der Tür ins Haus fallen und etwas ausholen.

Es war der Fall des Gelehrten Zacharias, der mich plagte und mir keine Ruhe liess. Klar, es handelte sich hierbei nicht um einen alltäglichen Fall, wie du meinem Bericht, welcher ich dir mit diesem Schreiben mitschicke, entnehmen kannst. Üblicherweise ist es nicht meine Art, solch Angelegenheiten zu "zerdenken". Die Bilder der Leichen und der groteske Schauplatz wollten meinem inneren Auge jedoch nicht entswinden. Das Gefühl, etwas zu übersehen, wollte nicht weichen und so machte ich mich auf, den Tatort erneut unter die Lupe zu nehmen. Welch von Gott verlassenes Haus. Keine Worte können fassen, was mir bei diesem vernichtenden Anblick durch den Kopf schoss. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, betrat ich die Brutstätte all dieser Grausamkeiten. Die Luft war stickig. Der Hauch des Todes hing in ihr, als hätten tausende Seelen hier ihr Ende gefunden. Der Schrecken war spürbar. Doch ohne zu zaudern, suchte ich. Ich suchte, ohne zu wissen, was ich suchte, hatte doch die Spurensicherung alles wichtig Erscheinende mitgenommen. Vieles, was seltsam erschien, wurde gesichert, so etwa diverse Reagenzgläser, verschlungene Drähte und andere unbekannte Apparaturen. Genauer findest du in meinem Bericht.

Doch zurück zu dem, was ich in diesem finsternen Gemäuer fand: eine geheime Bibliothek. Darin befanden sich Bücher, deren Namen ich nur sehr ungern nennen möchte. Gotteslästerliche Schriften, Bücher voller dunkler Magie und pseudowissenschaftlichen Lehren. Die geheime Bibliothek war jedoch nicht der Fund, von dem ich dir berichten will. Denn in dem geheimen Raum voller Bücher griff ich zum einzigen, welches nicht zur Gänze mit Staub bedeckt war. Als ich es aufschlug, las ich in goldenen Lettern: Das Tagebuch des Zacharias A. Bromberg.

Drei Tage lang habe ich weder gegessen noch geschlafen, bis ich das Buch vollständig durchgelesen hatte. Meine erste Intuition war, Zacharias als einen armen Irren zu sehen. Doch beschlichen mich Zweifel und mir fiel wieder diese seltsame schwarze Materie ein, welche wir zuhauf am Tatort aufgefunden hatten.

Ich habe das Tagebuch unterteilt und dir die Geschehnisse der letzten Wochen beigelegt. Bitte lies selber, doch wirst du dies wahrscheinlich als Worte eines zutiefst gestörten Mannes abtun und mich, der dessen Worten Gehör geschenkt habe, als irrationalen Fantasten bezeichnen. Doch wisse, werter Kollege, dass es von unabdingbarer Dringlichkeit ist, diese seltsame Materie zu identifizieren. Doch stehen die Karten diesbezüglich sichtlich schlecht. Die Forscher erzählten mir, dass sie eine solche Substanz noch nie zuvor erblickt hätten, und sie in keinsten Weise irdisch erscheinen würde. Des Weiteren habe ich eine Zusammenfassung des Tagebuchs angefertigt, ohne die Passagen, die du im Anhang findest. Nach alldem habe ich noch einige Bekannte der Opfer befragt. Abgesehen von einem Brief, welcher von einem Freund der Ermordeten stammt, gab es nicht viel Interessantes. Auch diesen habe ich beigelegt.

Wenn du alles gelesen hast und mich nicht für gänzlich verrückt erklärst, schreibe mir doch bitte deine Sicht der Dinge.

Das Leben des Zacharia A. Bromberg
1812-1830 (Beilage A)

1812: Beginn Tagebuch mit 16 Jahren
1817: Beginn Chemiestudium
1819: Abschluss Chemiestudium
1819- 1821: keine Einträge
1821: Beginn Theologiestudium
1822: Abschluss Theologiestudium
1822-1825: keine Einträge
1825: Beginn Biologie Studium
1825: Kennenlernen Lea
1828: Abschluss Biologie Studium
1828: Heirat mit Lea
1828: Professor an der Universität
1829: Beitritt in diverse Clubs
1829: Bau des Anwesens, Einzug mit Lea
1830: Unehrenhaft aus diversen Clubs entlassen

Ab 1830 habe ich das Tagebuch eins zu eins übernommen. Anzumerken ist noch, dass Zacharias in keinem Moment seine Familie erwähnt. Er wirkt als Person eher introvertiert, doch in keinsten Weise unsicher. In seinem Tagebuch wird oft von fragwürdigen Experimenten gesprochen.

Hochachtungsvoll
Detective Mills

Der Brief von Anna P. an ihre Cousine (Beilage B)

Liebe Lucia

Entsetzt und voller Furcht um meinen Gatten schreibe ich dir, liebe Cousine. Welch grausame Begegnung wir doch hatten. Doch fange ich besser am Anfang an. Du erinnerst dich bestimmt noch an meine Schwägerin Lea. Als junges Mädchen waren wir enge Freundinnen. Auch lernte ich durch sie meinen jetzigen Gemahl kennen. Doch haben sich unsere Wege schon vor Jahren getrennt und wir sahen uns lediglich zu den jährlichen Familienfesten wieder. Sie lebte weit abseits der Stadt mit ihrem Ehemann Zacharias, einem rauen, aber ruhigen Zeitgenossen. Doch sind sie zum letzten Familienessen nicht erschienen, was ihnen nicht ähnlich sah. Sie erschien laut Arbeitgeber auch nicht mehr zur Arbeit. Angeblich wurden sie und ihr Mann krankgemeldet, und zwar schon seit längerem. Auf Nachfrage konnte jedoch keine konkrete Krankheit ermittelt werden. Auch antwortete Lea nicht mehr auf die Briefe meines Mannes, was uns dazu veranlasste, dem abgelegenen Haus einen Besuch abzustatten. Oh, welch grauenvoller, gottloser Anblick von einem Haus! Früher waren ich und Harold bei dem Paar einmal zu Besuch gewesen. Doch nun war nichts mehr von der Pracht des Herrenhauses erhalten. Düster knarrte das Holz unter unseren Füßen und die Wände waren mit Efeu bewachsen. Es vermittelte den Eindruck, als wäre es seit ewig unbewohnt und dass jeder Versuch, dies zu ändern, schrecklich bestraft werden würde. Beunruhigt hielt ich mich an meinem Ehemann Harold fest, der ohne zu zögern auf die Tür zu stapfte. Dreimal hämmerte er voller Kraft auf die verwitterte Holztür ein. Auf der anderen Seite herrschte Stille. Mein Mann schlug erneut auf die Tür ein, diesmal fester. Er schrie Leas Namen und dann auch Zacharias'. Er schrie: "Zacharias! Öffne die Tür. Bei Gott, ich schwöre, ich trete sie ein!«. Die Antwort darauf war Stille. Doch dann regte sich etwas hinter der Tür. Es rasselte und schwere Gegenstände wurden herumgeschoben. Ein müdes Grummeln durchdrang die Tür, als wäre soeben ein Bär aus seinem Winterschlaf erwacht. Schweres Stapfen Richtung Tür und so öffnete sie sich langsam, während ich einen Schritt zurückwich. Und was ich da sah, ist nur schwer zu beschreiben. Eine dürre Hand mit langen spitzen Nägeln tauchte auf und eine hagere Gestalt spähte aus dem Spalt. Eine tiefe Stimme murmelte ausdruckslos: «Lea ist krank.» Es war Zacharias. Doch sah er nicht mehr aus wie der junge Mann, den ich einst getroffen hatte. Er sah gebrochen, gar kränklich aus, doch glänzten seine Augen feurig. Eine teuflische Fratze glotzte uns frech an. Mich überkam Panik bei diesem Anblick. Die Stimme wütend: «Lea ist krank. Ihr könnt sie jetzt nicht sehen.» Und krachend fiel die Tür ins Schloss. Zuhause hörte ich meinen Gemahl fluchen. Schon immer sei er gegen die Hochzeit mit einem solch komischen Kauz gewesen. Ich vermute, dass er dem Anwesen nochmals einen Besuch abstatten wird. Ich habe gehört, wie er im Schlaf Leas Namen murmelte. Jedoch weiss ich nicht, was nächstes Mal geschehen wird. Ich fürchte gar um meines Gemahls Leben und um die Gesundheit meiner Schwägerin.

Ich weiss nicht, was er vorhat. Ich habe Angst. Jede Nacht wache ich schweissgebadet auf. Immer sehe ich diese furchtbare Fratze vor mir, die mich mit ihrem vernichtenden Blick verfolgt. Ich habe mir schon überlegt, die Polizei zu alarmieren. Doch zaudere ich. Bitte, liebe Cousine, sage du mir, wie du diese Sache siehst. Bitte bald.

In Liebe
Deine Cousine Anna

Das Tagebuch des Zacharias A. Bromberg (Beilage C)

12. Juni 1830

Drei Tage sind seit meinem letzten Eintrag verstrichen. Seit dem Experiment. Voller Bedauern muss ich festhalten, dass unser Versuch, den äquivalenten Tausch zu überwinden, kläglich gescheitert ist. So waren es meine Gier und Torheit, die mich trieben und das Leben meiner Frau Lea forderten.

Drei Tage sind verstrichen, seit ich in meinem Keller aufgewacht bin und ihre Leiche starr neben mir vorfand. Drei Tage habe ich weder gegessen, noch getrunken, weder geschlafen, noch gedacht. Einzig summt und grummelte ich vor mich hin, kaum wissend, was ich tat. Zu lange verbrachte ich in diesem Zustand, in dieser Trance. Schliesslich war es dieser seltsame Geruch, der mich zurück in die Realität brachte. Dieser penetrante Geruch, der sich im ganzen Hause breit zu machen schien und den ich beim besten Willen nicht in Worte fassen mag. Tiefe Trauer erfasste mich, als die Realität mich zu überschütten drohte und ich Leas leeren Blick, so wie die letzte Verzweiflung in ihrem Gesicht vor mir sah. Welch schrecklich Ende ihr bereitet ward. Noch benommen erhob ich mich.

Nun galt es, meine geliebte Frau zu untersuchen. Ich stutzte, als mein Auge zu Leas Mund wanderte und einen schwarzen Punkt erblickte. Auf den ersten Blick schien es sich lediglich um ein Muttermal zu handeln. Mit eiligem Schritt eilte ich zu meiner Werkzeugkiste und kramte darin, bis mir das Vergrösserungsglas in die Finger rutschte. Doch war von dem schwarzen Punkt auf Leas Gesicht nichts mehr zu sehen. Und dies sollte nicht die letzte Kuriosität des heutigen Tages werden. So konnte ich nach stundenlangen Untersuchungen keine natürliche Todesursache feststellen. Im Gegenteil. Obwohl kein Atmen zu vernehmen war, spürte ich einen langsamen, sehr schwachen Herzschlag. Entsetzt beschloss ich, meine Forschungen morgen fortzuführen.

Viel Kraft braucht es, diese Worte hier und jetzt niederzuschreiben. Meine Knochen sind müde und mein Geist wiegt schwer. So lasse ich die Einträge für heute ruhen und gehe zu Bette, hoffend, dass der Schlaf mich zu erquicken vermag.

13. Juni 1830

Nach einem langen und ausgiebigen Schlaf brummte mein Schädel noch voller ungreifbarer Träume. Noch schlaff, beschloss ich, bevor ich nur einen Gedanken an den Keller verliere, mich mit einem opulenten Frühstück zu stärken. Gesättigt ging es dann frisch ans Werk und die Ergebnisse liessen nicht lange auf sich warten. Der Punkt auf Leas Gesicht war wieder da, diesmal auf ihrer Stirn. Ohne zu zögern griff ich nach dem Vergrösserungsglas. Es bot sich mir ein grotesker Anblick. So handelte es sich bei dem Punkt um eine Art Hybridwesen. Die Kreatur hatte acht Beine und eine glatte schwarze Haut. Sie wirkte irgendwie amphibisch. Still und regungslos glotzte sie mich aus sechs böse funkelnden Augen an. Als ich andeutete, es berühren zu wollen, bewegte sich das Wesen blitzschnell Richtung Mund und verschwand in Leas Nase. Die nächste Stunde verbrachte ich mit weiteren Analysen und stellte fest, dass Leas Blutkreislauf immer noch funktionierte, und das obwohl sie laut medizinischem Befund tot war. Gemäss meinen Messgeräten waren weder Hirn noch sonstige Organe aktiv. Im Gegenteil, hatte doch Leas Körper beträchtlich an Gewicht und Fülle verloren. Es scheint, als würde sich auch ihr Gewebe schneller als gewöhnlich abbauen. Gerade der schwache Herzschlag ist für mich unerklärlich und bereitete mir nach wie vor Kopfzerbrechen. Meine Gedanken uferten ins Unendliche aus. Plötzlich erkannte ich zwei schwarze Punkte auf Leas Lippen. Und dann erkannte ich es. Aus einem Experiment wurde eine Tragödie und aus der Tragödie ein Wunder. Ein Ereignis von undenkbar geringer Wahrscheinlichkeit, grösser als die Verwandlung von Sauerstoff in Gold: Der Beginn einer neuen Art von Lebewesen. Ungewollt habe ich Leben kreiert. Sie waren klein. Für das blosse Auge nicht grösser als ein Kürbiskern. Immer mehr ihrer Sorte strömten nun aus Leas Nase und versammelten sich auf ihrer Stirn. Sie schienen mich zu bemerken und musterten mich aufs Genaueste. Dank meinen Gerätschaften konnte ich feststellen, dass diese Geschöpfe eine Art zu kommunizieren hatten, die mir ganz einzigartig erschien. So verzeichneten meine Schallmaschine Frequenzen, welche unzweifelbar von diesen Wesen kommen mussten. Frequenzen, die ein Mensch weder hören, noch wahrnehmen kann. Frequenzen, die keinem Geräusch auf Erden nahekommen. Ihr Misstrauen mir gegenüber war deutlich spürbar. Gar könnte ich sagen, dass ich eine gewisse Feindseligkeit wahrnahm. Feindseligkeit, doch lag auch Furcht in der Luft. Stunden ohne neue Erkenntnisse, doch voller Faszination meinerseits, zogen dahin, bis sich die kleinen Wesen wieder in das innere meiner Frau zurückzogen. Ich beschloss meine Untersuchungen für diesen Tag zu beenden und morgen früher zu beginnen. Denn es gab viel zu tun.

Wieso ist der Pinguin ein Vogel?

Von Nathan Anthamatten

Die Welt im 21. Jahrhundert hat viele Seiten
Ein Ort voller Mysterien und Fragen,
An denen selbst die Professoren scheitern.
Auf die kann man oder will man einfach keine Antwort haben.

Wie war der Brontosaurus wirklich?
Und gibt es dafür ein Beweis?
Weshalb sind die schönsten Blumen giftig?
Und wieso das jeder weiss.

Wieso fliegen Tauben?
Ratten aber nicht?
Ists denn ü überhaupt zu glauben?
Sind doch beide Bösewicht.

Was ist unter des Priesters Robe?
Wieso die Ministranten fliehn?
Warum ist der Pinguin ein Vogel?
Obwohl dieser nicht fliegt.

Auf die letzte dieser Fragen,
Suchen wir heute eine Auskunft.
Doch... meine Freunde muss ich sagen,
Dieser Vogel ist ein Sauhund.

So viel sei gesagt!
Aber dazu später mehr.
Zuerst beleuchten wir seine Art,
Um dessen Wesen zu verstehn.

Im Gegensatz zu Artgenossen,
Geht der Pinguin zu Fusse.
Und dank seinen dicken Flossen,
Kommt der Frack ihm auch zugute.

Arrogant doch ohne Kragen
Muss er wieder das Eis brechen.
Stolziert mit erhobenem Schnabel
Und einem süffisanten Lächeln.

Und sein Sexualtrieb ist nicht immer zu verstehen
Doch darauf gehen wir nicht weiter ein.
Denn wie im Internet zu lesen,
Das hier ist nicht jugendfrei.

So trägt dieser Vogel viele Titel:
Kaiser, König oder Zwerg.
Für vielerlei Kapitel:
Die Artenvielfalt ist gewährt.

Und wie ein echter Vogel,
Schlüpft auch er aus einem Ei.
Doch müssen wir noch weiter knobeln.
Weil das auch bei Kaltblüter Gang und Gäbe sei.

Gern gibt er den Philosoph,
doziert den Staren, seinen Antipoden:
„Wisst ihr's nicht, seids doof?
Auch wer fliegt, muss irgendwann zu Boden.“

So versuchten wir nun zu erklären,
wieso der Pinguin ein Vogel nicht ist.
Doch soll uns folgende Geschichte lehren,
Seid wach, hört zu und wisst:

Es legte einst ein Kutter an,
Vor der Kapstadter Küste
Fischer Jürgen war der Fahrmann
Und tut als ob das jeder wüsste.

Als Sä ufer von Welt in einer Welt voller Säufer,
War Jürgens Name weit bekannt.
Stapft von seinem Segelläufer,
Als es unsern Fischer übermannt.

Tief schläft der Jürgen nun
Damit er morgen wieder nüchtern sei.
Die Natur kommt jedoch nicht zur Ruh
Und so stolziert... zack ein Pinguin vorbei.

Noch trunken wacht er auf, der Jürgen.
Schweissgebadet, meint er erst.
Und muss bei dem Gestank schon würgen,
Der ihm in der Nase schmerzt.

Wie er dort am Boden sitzt,
sich windend in dem weissen Brei.
Und Fischer Jürgen johlt beschwipst:
„Das kann nur ein scheiss Vogel sein!“

Narco Polo -

Das Traktat der letzten Menschen

Von Jonas Jossen

Kapitel 1 Für Yvonne

Yvonne Chevalley hört seit ihrer Kindheit, dass sie schön sei. Anfangs fand sie das noch ganz toll. Es fühlte sich auch ganz gut an. Schön sein ist ein Privileg, ein gottgegebenes Glück - und sie empfand es irgendwie im Unterbewusstsein auch als eine Art Trumpf, ein Ass im Ärmel, ein Vorteil gegenüber der Konkurrenz. Und tatsächlich. Wo die meisten Menschen mit ihren Problemen auf Gleichgültigkeit und Ignoranz stiessen, erfuhr sie grenzenlose Solidarität und Hilfsbereitschaft, meistens von Männern, die sich charmant, geduldig und verständnisvoll zeigten. Sie ahnte nicht, zu welchem Fluch sich dieser unverdiente Umstand verwandeln würde. Spätestens, als sie begann, in den Bars und Clubs der Gegend zu arbeiten und der Alkohol das Verhalten der Umstehenden enthemmte, wich der selbstlose Charme und die Geduld der Männer einer rauschenden Lust. Triebhaftes Verlangen zeigte sich plötzlich in den Augen und Gesten ihrer Freunde und Helfer, die Geduld verwandelte sich in fordernde, heuchlerische Gefühlsspielchen, der Charme in ein Drängen und dann in enttäuschte, vorwurfsvolle Beleidigungen, denen sie nicht gerecht werden konnte.

Aber Yvi ist nicht nur schön, sondern auch klug und laut. Sie machte sich einen Spass daraus, die Männerwelt Grund und Boden zu argumentieren, vereitelte so vielen Lustmolchen ihre Avancen in öffentlicher Zurschaustellung, dass sie zu einem lokalen Symbol für Frauenrechte geworden war. Es war ihr ein leichtes, die kaputte Männerwelt vor den Kopf zu stossen.

Yvi hielt dem Druck, den die Männer auf sie ausübten nie nach, sondern wandte ihn an, um sie zu Fall zu bringen. Sie hatte auch kein Problem damit, sich körperlich gegen die trunkenen Kavaliere zur Wehr zu setzen und schaffte es meistens sogar, sich dauerhaft von den Zurückgewiesenen Respekt und Sympathie zu verschaffen und viele Leute für Themen wie Belästigung und beidseitiges Einverständnis zu sensibilisieren. Denn irgendwie verurteilte sie das Triebhafte nicht, sie war nicht eine Puritanerin, keine unbefleckte Jungfrau und bestimmt keine Moralistin, aber sie wurde enttäuscht von der Welt. Enttäuscht von den Menschen. Sie wurde traurig darüber, dass es sich bei der realen Welt nicht um die Märchenwelt handelte, die sie mit ihren KlassenkameradInnen erträumt hatte, in der sich alle helfen und man zusammen zu einer Lösung kommt. Alles war plötzlich irgendwie erloschen.

Diese Enttäuschung formte mit der Zeit ihre politische Wahrnehmung. Denn so sehr sie ihre Freunde und Bekannten verstand und die übergriffigen Gäste nach den forschenden Zurechtweisungen immer auch wieder aufbaute, und auch sah, wie es den Leuten um sie her immer besser ging, so sehr sie sah, dass Menschen sich ändern konnten und wieder anfangen, sich für andere einzusetzen, so sehr erkannte sie über dem Ganzen einen viel grösseren, systemischen Sexismus. Die kleinen Leute, die in der Bar unartige Sprüche klopfen waren erzogen worden von institutioneller Gleichschaltungs Doktrin. Die besoffenen Typen, die sie anbaggerten, waren nicht die, die über die Werbung in der Massenwahrnehmung die Schönheit zu ihrer Angestellten machten. Und auch nicht die, die auf Knopfdruck eine Yacht voller Schönheiten buchen konnten. Nein, das war nur ein Symptom für eine tiefergreifende Verkommenheit.

Das brachte sie zur militanten Linken.

Bei ihrer ersten Verhaftung an einer Demo in Zürich war so viel Aufregung in der Luft, dass einer der Polizisten in einer Gasse so von Yvis Schönheit in den Bann gezogen wurde, dass er sie beinahe vergewaltigt hätte. Er hatte versucht sie festzuhalten und dann plötzlich versucht sie zu küssen. Ivy bekam Panik und biss ihm in den Arm, stiess ihn weg und rannte unter Tränen ziellos durch die Innenstadt.

An diesem Tag verwandelte sich ihre Enttäuschung in Hass. Sie begann, nicht die Männer als solches zu hassen, aber die Argumente, Weltsichten und Strukturen um sie herum, die Macht, die Autorität, die ganze, grosse Lüge. Das Geheimnis, dass die Gesellschaftsstruktur nur dazu benutzt wird, um die eigene, nie wirklich und offen ausgelebte Sexualität in alltäglichen Dominanzspielchen und einem heimlichen Sadismus auszuleben und anzuheizen, bis hin zur Erpressung und Vergewaltigung. Und die Krönung dieser intoleranten Sexualverklebung sah Ivy bei den Nazis. Neo-Nazis, alte Nazis, Rechtspopulisten, Rassisten, Chauvinisten, einfach all jene, die sich offen zum Chauvinismus und Militarismus bekannten, weil sie Magie und Liebe nie spontan entstehen lassen können, und deswegen durch Gewalt und Einschüchterung sich die Welt und ihre Bewohner gefügig machen wollten.

So dachte Ivy zu dieser Zeit. Auch wenn sie sich später sehr gemässigt hat. Sie war wütend. Sie war selbstständig und in einer wunderschönen Suche nach Wahrheit, Wissen und Wärme und fand keine in der Welt der Institutionen. Deswegen traute sie niemandem mehr und fühlte sich oft allein.

Eines schönen Sonntagabends, sie war 17, sass sie im Zug von Lausanne zurück ins Wallis. Sie war an einer Studentenfete in einer WG gewesen, hatte lautstark mitdiskutieren können, als es um Feminismus, die Linke und die neuen Formen der heimlichen Diktatur ging. Und als sie am Tag danach verkatert im Zug sass, da marschierte ein furchtbar irritierender Mann direkt in ihre Wahrnehmung. Laut grölend, mit kurz geschorenen Haaren, wahrscheinlich auch verkatert und bereits wieder angetrunken stieg er schwankend in den Zug und bahnte sich breitgrinsend den Weg zum letzten freien Abteil, direkt gegenüber dem von Yvi. Seine Stimme war so zerschlagen, dass seine immer wieder angestimmten Hymnen eher gekeucht als gesungen tönnten.

Seine kurzen Haare, seine Springerstiefel und seine dunkelgrüne Jacke machten Yvi wütend. Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Wie konnte jemand noch umherlaufen wie ein Nazi? Der Blick war ihm nicht entgangen, auch wenn er sie kaum beachtete. „This To-own is coming like a ghost town.“

Als er weiter grölte und noch ein Dosenbier öffnete, fuhr sie ihn überraschend harsch an: „Kannst du bitte die Schnauze halten, du Fascho?“ Sie spürte blanken Hass gegenüber diesem intoleranten Verschnitt eines ausgelaufenen 90er Jahre Neonazi Klischees. Der junge Mann kicherte nur und sagte ruhig: „Wie kommst du darauf, dass ich ein Fascho bin?“ „Schau Dich doch an...“ Er schaute an sich hinunter und fragte: „Was meinst du damit?“ „Komm schon! Stiefel, Glatze, Bomberjacke... Du bist ein Nazi, wie er im Buche steht.“ „In welchem Buch?“ „Lass mich in Ruhe!“ Den Rest der Fahrt schaute er aus dem Fenster, stützte immer wieder seine Büchse an, aber liess das Singen bleiben und stieg dann ohne etwas zu sagen aus dem Zug.

Yvi liess diese Begegnung nicht mehr los. Sein Erscheinungsbild etwas, das sie noch nie gesehen hatte. Sie fand die schlammigen Springerstiefel und die kurz geschorenen Haare so etwas von deplatziert von einem Menschen dieser Zeit, dass sie daran dachte, ihn anzuzeigen, zu jagen, bei der Antifa zu melden.

Was sie am meisten irritierte war, dass er sie in Ruhe gelassen hatte. Er hatte sie nicht bedrängt. Und sie war zusehens durcheinander, weil ein Teil von ihr ihn unheimlich anziehend fand. Und wenn sie etwas wusste, dann war es, dass sie nie im Leben mit einem Nazi etwas zu tun haben wollte - geschweige denn, eine Romanze zu haben. Und doch fand sie alle anderen Menschen plötzlich unglaublich langweilig. Sie durfte keine Nazibraut werden, sie wollte nicht an der Seite des Grauens durch die Welt gehen. Und alle Faschos, die sie bisher gesehen hatte, waren alles andere als anziehend gewesen, mit ihren Edelweiss Hemden und 0815 Haarschnitten, die alle Bäcker oder Versicherer oder Grossbauern waren. Auch hörten sie bestimmt nicht die Lieder die er im Zug umhergegrölt hatte, sondern Ländler, Schlager und Kommerz-Pop. Oder böse Onkelz...

Und dann noch seine dumme Frage, wie sie darauf komme, dass er ein Fascho sei... Und dann erwischte sie sich fast jede Nacht dabei, wie sie von seinem muskulösen, jungen Körper und seinem sehr netten, wenn auch neckischen Gesicht zu träumen begann. Sie hatte nie jemanden so rumlaufen gesehen. Er hatte nicht ganz kahl geschorene Haare. Im Internet fand sie heraus, dass es auch Skin Heads gab, die keine Nazis waren. Sie schaute stundenlang Videos auf ihrem Handy, um nach zu lesen, warum jetzt jemand wie ein Neo-Nazi umherlaufen kann und dann noch fragen kann, warum man denke, er sei ein Nazi.

Und er trug eine Jacke mit kariertem Futter und hatte sehr kurzes Haar, Kotletten und dazu klobbige, zynische Nazischuhe. Also eine Art Uniform. Bei den Faschos gehts ja auch um Konformität.

Erst Monate später, war sie mit derselben Klicke von Studenten aus Lausanne unterwegs, bei denen sie vor dem letzten Zusammenstoss mit diesem Nazi

übernachtet hatte. Sie landeten in Vevey in einem besetzten Haus und prompt kreuzten sich ihre Wege wieder. Der junge, geschorene Mann stand hinter dem DJ Pult einer sehr schmutzigen, selbstgebastelten Bar und legte seit zehn Stunden eine Ska Platte nach der anderen auf und tanzte dazu, egal ob mit oder ohne Publikum. Er hörte nicht auf, schien absolut alle zu kennen und grölte die ganze Zeit umher. Er hatte sie gar nicht bemerkt, sie sassen in einer Ecke und rauchten. Also fragte Yvi einen ihrer Studentenfreunde: „Was macht denn ein Fascho an einem Ort wie diesem?“

Zu ihrer grossen Verblüffung entgegnete dieser: „Wie kommst du darauf, dass er ein Fascho ist? Das ist Polo!“

Kommissar Berger hat sich eingelebt. Jeden Morgen schleicht er sich aus der warmen Umarmung seiner Freundin, steckt sich die SRF 2 Morgennachrichten in die Ohren, zieht seine Laufschuhe an und rennt der Aare entlang bis zum Kiosk. Dort kauft er den Walliser Boten und die WOZ und rennt zurück.

Seine Morgenroutine sieht auch Dehnübungen und eine gemixte Masse aus Früchten, Nüssen und Mandelmilch vor. Nach der Dusche boxt er ein paar mal in die Luft, putzt die Zähne, zieht seinen Anzug an und nimmt den es Bus ins Zentrum. Die Abteilung der Terrorbekämpfung ist sehr viel besser organisiert, als seine bisherigen Abteilungen. Die Kollegen sind freundlich, kompetent und professionell, sein Chef ist verständnisvoll und bemüht, sich für seine Angestellten einzusetzen. Bergers Grimmigkeit ist einer Gelassenheit, Spontaneität und Hilfsbereitschaft gewichen.

Die Arbeit besteht darin, Informationen zu sammeln über verschiedene politisch extreme Gruppierungen und abzuschätzen, ob sie gefährlich sind, ob sie sich strafbar machen, oder ob sie harmlos sind und von der Meinungsfreiheit geschützt werden. Kürzlich wurde er in eine Arbeitsgruppe geholt, die ihre Aufmerksamkeit auf eine im Wallis aktive kleine Zelle richtet, über deren Gewaltpotential und Einstellung sich die Verantwortlichen bis in die obersten Stufen der Hierarchie streiten. Keiner von ihnen ist vorbestraft, es ist eine Gruppe sehr friedlicher Jugendlicher, die in einem losen Geflecht Kulturzentren in verlassenen Gebäuden eröffnen. Der Wind drehte allerdings wieder, als in einem ihrer Standorte Schusswaffen gefunden wurden. Die Hälfte der Arbeitsgruppe verharmlost den Waffenbesitz und sagt, dass es bestimmt zum Selbstschutz vor Nazis gedacht ist und nicht gegen Zivilisten und Beamte. Der Rest ist überzeugt, dass es sich bei der Zelle um eine lange erwartete neue RAF handeln werde, wenn man nicht schleunigst eingreift.

Genannt wird sie die Kayser-Zelle. Die Untersuchung hatte begonnen, als ein Gymnasiumslehrer einen Aufsatz an die Terrorbekämpfung weitergeleitet hatte, mit der Anmerkung, dass man den Autor der Dissertation, ein damals noch 20-jähriger junger SHARP-Skin, schleunigst hinter Gitter bringen solle.

Dissertation zum Fortschritt des Menschen

von Pol Kayser:

POST-MODERNE ERNÜCHTERUNG

Wie konnte man sich als Menschliche Masse von so einem billigen Trick hereinlegen lassen. Anstatt durch eine neue Aufklärung zum ökologischen Gleichgewicht und zu neuen Gesellschaftsstrukturen zu finden, haben wir uns im Konsumismus verheddert, in den grünen Farbtöpfen die Skeptiker erstickt und schlussendlich die ganze Geschichte mit dem sterbenden Planeten und den ausgerotteten Tieren, versauten Landstrichen unter Bergen von kaputten Maschinen und unnötiger Verpackung selbstbesessen verdrängt.

Wenn die Zurschaustellung des Selbst und des eigenen Wohlstands in den Chat-Salons der weiten Welt wichtiger wird als das Überleben allen Seins, dann weiss man, dass wir, obwohl die Grinsebacken der Wohlfühlindustrie weiter so tun, als wäre nichts falsch an unserer Art zu leben, von Anfang an keine Chance hatten. Die Börsenjünger, die im unethischen Ringen um die Kaufgewohnheiten einer immer primitiveren Öffentlichkeit den Zerfall unseres Heimatplaneten leugnen - wegen Kohle - sind sogar selber dank unserem sogenannten Fortschritt alle unter Stress und Schlaflosigkeit zu Grunde gegangen.

Aber sie waren so schnell ersetzt, dass man weiterhin planmässig in den Planeten bohrt, umherfährt in dicken SUVs, schlechtgelaunt dreinschaut und hofft, dass niemand einen beim permanenten Faullenzen zu schaut. Mit den Smart Phones, der konstanten Erreichbarkeit und den Dating Apps wurde ihre hormonelle Achterbahnfahrt wichtiger als eine solide Meinung. Ficken wurde instrumentalisiert und ihr privates Drama überschattet die gesellschaftliche Realität, so dass sie nicht fähig sind, aus dem persönlichen Drama herauszutreten. Sie werden von allem getriggert, von allem geformt, von allem erzogen und als gut genug oder störend gewertet, rausgeworfen, ersetzt oder in überfordernde Stellen befördert. Es bleibt wie auf ein heimlich sinkendes Schiff, bei dem vor allem die Besatzung abgelenkt werden muss, um eine Massenpanik zu vermeiden. Man lockt ihre Aufmerksamkeit immer wieder mit individualistischen Kitschkomödien in die Rolle des besessenen Romantikers, der vom einen Partner gänzlich verstanden und erfüllt werden will, obwohl man im Alltag getrennte Leben führen muss.

Der Fortschritt hat die Liebe zu seiner Angestellten gemacht. Und deswegen will ich nicht Teil sein eines solchen Schwachsinn. Es hatten mehr Gauner recht, als Beamte, mehr Räuber als Bullen, mehr Massen, als Regime. Mehr Freunde, als Kollegen. Darum finde ich, der wahre Fortschritt findet in den freundschaftlichen Zusammenschlüssen unterschiedlicher Jugendlicher statt, die sich spontan anhand von einer Passion vereinen und dann zusammen Regionen beziehen, die nicht genutzt sind, diese gemeinsam renovieren und zu Kulturzentren umwandeln.

Ist doch klar... Ansonsten wird alles handwerkliche Können der Menschen verschwinden, alles Wissen verschwimmen und alles die Quelle der Menschlichen Kultur versiegen.

Aber nein! Ein so scheusslicher Akt der Intrige hat uns alle verblenden können und zu unfähigen Hyper Individualisten gemacht, die sich keinen Dreck mehr um ihre Region scheren, den ganzen Tag in Büros umherfunken und enttäuscht sind, dass niemand zuhört und es nicht viel zu funken gibt. Arbeiter, Bourgeoisie und Jugend verlieren sich in der falschen Gemeinschaft eines Freundebüchlein, während Du Dich in Babylon von ihnen entfremdest. «Spieglein, Spieglein in der Hand...». Ringen um die Gunst und den Beifall des Cyber-Hof und so unischer in dieser neuen Eitelkeit, dass alle vergessen haben wo wir eigentlich sind und was wir eigentlich da tun. Ein Ameisenhaufen der Tagträumer der langsam einbricht. Alle abgelenkt vom Gestank der vermodernden Demokratie und dem wiederaufkommenden Faschismus, abgelenkt von den Peitschenknallen der schleichend rückkehrenden Sklaverei, dort wo es allen egal ist: In den neuerrichteten Kolonien der Grossunternehmen - beschützt von den Reichsten der Mächtigsten auf unserm dicken Fussball Erde.

Ist unsere Epoche eine groteske Wiederholung der Vorkriegszeit? Der Schlafwandler Zeit? Sind wir wieder soweit? In einer Zeit, in der jeder Fettnapf das nächste grosse Töten verursachen könnte? Die neuen Formen des alten Imperialismus stolpert wieder über die eigenen Beine, man pfuscht im Nahen Osten und flucht gegen die Russen und die Chinesen. Könnte die Geschichte der Menschheit sich wiederholen? Ist der Ablauf wirklich so plump, so vorhersehbar, so primitiv? Einfach den selben Plot wiederholen?

Das ist der Fortschritt: Alles passiert einfach, während wir alle einzeln nur noch darauf erpicht sind, Anerkennung und Bestätigung zu ernten, in dem wir das alleingelassene, scheiternde Selbst als interessant und speziell darzustellen versuchen, abgelenkt von den Gräueltaten und Intrigen unserer Zeit, abgelenkt vom schlechten Gewissen und von der wachsenden Einsicht, dass wir nicht die Guten sind, und die richtig Bösen erst langsam wieder an die Drücker wollen. Während sich eine kleine Elite um das Schicksal der Menschheit streitet, steht der Rest betrunken quatschend da, abgelenkt, aber sehr wohl wissend, dass der Untergang seit einer Weile unvermeidlich geworden ist. Krieg, Hunger, Krankheit, you name it.

Im Zeitalter, das den saturierten, bis über die Satttheit gemästeten Massenkonsum einläuten wird, im Zeitalter, das sich erst langsam für die Klassen Apartheid, die endgültige Verschmutzung und Verdrängung der Natur und das allmähliche Ende westlicher Vorherrschaft über den Globus vorwärmt, im Zeitalter, das dem Ende der Vorherrschaft des Homo Sapiens ins Auge blickt, in diesem Zeitalter liegt eine eklige, braune Brise voller Endzeitstimmung und Nationalisten Pathos in der Luft, eine der ersten Töne der Melodie zum Abspann.

Was noch an Sicherheit bleibt, ist die Gewissheit, dass die fetten Jahre bald vorbei sein werden und das Warten auf den freien Fall in die Vergessenheit, das Warten auf den ernüchternden Kater alles ist, was wir noch haben.

Das kapitalistische Imperium kollabiert langsam, folternd langsam, aber kribbelnd stetig. - Wahnsinn, Reue, Ohnmacht... Wählt euch eins aus. Jede Schlagzeile könnte der Anfang vom Ende sein. Atomkrieg, Wirtschaftskollaps, Epidemie... Irgendwas kommt uns schon holen, aber ich bin bereit. Wir hatten unsere Zeit, balancierten über beträchtliche Längen des epochalen Fadens, mit etlichen spektakulären Paraden. Es ist nur fair.

Wir könnten es noch erleben, das neue Zeitalter, wir werden es wahrscheinlich erleben. Wir werden zusehen, wie unser aller Beschützer fallen wird, wie der grosse Stars and Stripes Adler abstürzt, ja, genau wir!

Wir, die faule, ungeduldige, narzisstische, unkonzentrierte, unglückliche, dekadente Generation Y, die «Millenials», die letzten Menschen... Wir, die wir wie Laborratten zum Knöpfe Drücken erzogen wurden, die wir leben für den gelegentlichen Schuss Dopamin. Wir, die wir uns alle einzigartig und unverstanden fühlen, wir, die einsamen Süchtigen, für die eigene Kamera aufgetakelt, von der Werbung gezüchtigt und konstruiert zum Konsumieren, um das Rad weiterzurollen, in den Ketten der Einsamkeit und unter der Peitsche der neuen Cyber-Häme, die uns gegenseitig aufstachelt, die uns immer daran hindern wird, an irgendetwas zu glauben oder gar für etwas zu kämpfen. Wir, das ultimative Produkt, Der Selbstzerstörer, der sein ganzes Kapital in einer der vielen, etablierten Suchthöllen verliert, geknechtet durch die falsche Vorstellung vom Leben und durch die alles überschattenden Selbstzweifel... Wir sollen den Laden übernehmen, jetzt, an der Startlinie zur Höllenfahrt...

Schreiten Sie fort in den Abgrund, Herr Lehrer.»

Der Aufsatz von Pol Kayser war nie veröffentlicht worden, er hatte wahrscheinlich vergessen, ihn jemals geschrieben zu haben, aber er hatte die zuständigen Behörden, vor allem den Antiterror Flügel von Armee und Polizei so erschüttert, dass umgehend eine Ermittlung eröffnet wurde. Der Fall Polo Kayser. Oder wie er unter den Polizisten genannt wird: Der Fall Narco Polo

Fat Town

Von Nathan Anthamatten

Erster Akt, Erste Szene

Figuren: A=Abraham
 D=Driver
 S=Strauss
 R=Ronald
 M=Martin
 B=Bobby

1967 in der "Fat Town". Ein Afroamerikaner kandidiert für den Senat. Der Clan ist zurück. Die Frau des Kandidaten wurde vor einigen Tagen entführt. Der Privatdetektiv Driver und sein unfreiwilliger Schützling Abraham wintern einen Zusammenhang und untersuchen die Wohnung des Österreichers Strauss. Sie ahnen nicht, dass dieser Fall verstrickter ist, als er zunächst erscheint.

D: «Hier wohnt dieser Strauss also.»

D parkt.

A: «Und jetzt?»

D: «Wie und jetzt?»

A: «Na, wie gehen wir jetzt vor?»

D blickt etwas überheblich drein.

D macht die Kippe aus.

D: «Wir gehen gar nicht vor. Ich geh rein. Du wartest hier.»

D öffnet die Fahrertür und steigt aus

A: «Das sehe ich aber anders mein Guter. Denn wenn ich das richtig verstehe...»

A öffnet andere Wagentür und steigt auch aus.

A: «...müssen wir diesen Typen ordentlich in die Mangel nehmen, vielleicht sogar verdreschen.»

A läuft etwas schneller um D einzuholen.

A: «Und verhören. Vergessen wir nicht das Verhören. Denn ehrlich gesagt ist es schon dieser Leute-scheissen-sich-ein-Kram auf den ich mich besonders gefreut habe bei diesem... Zeug.»

D seufzt

D: «Wenn du dich benimmst und keine, ich wiederhole, KEINE Dummheiten anstellst... meinetwegen.»

A: «Niemals würde ich sowas tun.»

A grinst schelmisch.

D wendet sich ab. Überprüft die Haustür und richtet seinen 45er im Holster.

A: «Hey, krieg ich auch eine?»

D: «Eine was?»

A: «Na ne Waffe?»

D lacht

D: «Bevor ich einem Verrückten wie dir eine Waffe in die Hand drücke, gebe ich sie diesem Strauss da drinnen.»

D läuft ums Haus.

A folgt ihm.

A: «Hör zu. Das ist das erste mal das ich sowas mache und...»

D: «Ich habe dir gesagt du sollst warten.»

A: «Jaja, um das geht es ja gar nicht, es geht allein darum, dass ich mich mit einer Waffe durchaus sicherer fühlen würde.»

D: «Es geht allein darum, dass du einfach rumballern willst.»

D überprüft das Fenster.

A: «Niemals... Ich würde sie ja nicht benutzen... Nur ein wenig.. damit rumfuchteln. Al Capone Shit. Ich kenn mich aus. Du weißt schon.»

D öffnet das Fenster

D wendet sich zu A

D flüsternd: «Von einer Waffe sollte man nur Gebrauch machen, wenn das Zielobjekt eine ernst zu nehmende Bedrohung darstellt. Also werde ich meine einzige Waffe bestimmt nicht einem armen Irren wie dir geben. Diskussion beendet. Jetzt sei leise und verhalte dich verdammt nochmal professionell. Wir gehen rein.»

A und D schleichen durch die Räumlichkeiten.

A flüsternd: «Was denk...?»

D: «Schhhh».

A und D schleichen weiter bis sie ein erhelltes Zimmer den Gang entlang sehen.

S: «...Genau so sehe ich das auch. Eine wahre Plage. Demnach werde ich mich wohl morgen drum kümmern müssen..... Wünsche ich auch. Bis morgen.»

S legt Hörer auf. Dreht sich zur Tür. S erblickt A und D.

S: «Wer seid ihr?! Was habt ihr hier zu suchen?! Raus aus meinem Haus oder ich rufe die Polizei!! Wisst ihr Ganoven denn nicht wer hier vor euch steht?!»

D geht auf S zu, gefolgt von A.

D: «Selbstverständlich wissen wir wer du bist. Strauss. Wir hätten da einige Fragen, bei denen du uns sicher weiterhelfen kannst.»

Angespannte Stille

S schnellts zum Hörer, A zu D's Holster.

A zieht den 45er.

A: «Flossen weg von dem verdammten Hörer und auf den Boden mit dir du schäbige Kakerlake!!!»

D zu A: «Hey, beruhige dich.»

A: «Keine beschissene Bewegung oder ich puste dir deine hässliche Fresse weg!! Du wirst schon sehn.»

S funkelt A durch sein Monokel an.

S behält den Hörer in der Hand.

S: «Du wirst nicht auf mich schießen du Schelm. Dazu fehlt dir der Schneid.»

D zu A: «Junge, komm runter.»

A: «Ach ja? Dann lass dir das eine Lehre sein. Beim nächsten Mal werde ich höher zielen du Stück Scheisse.»

A entschert.

D: «Nicht!»

Ein Schuss.

Kurze Stille, dann ohrenbetäubendes Geschrei.

D schaut entsetzt auf S.

A schaut etwas überrascht.

S schreit wie am Spiess.

D wendet sich zu A.

D: «Wie bist du denn drauf?»

A: «Hey... Das wollt ich nicht... naja.»

D: «Gottverdammst!»

S schreit.

A: «Das war ja keine Absicht.»

S fleht.

D: «Du hast dem Typen kaltblütig die Eier weggeschossen. Gottverfluchte Scheisse!»

S weint.

A: «Es tut mir ja leid aber er hat mich provoziert und ausserdem sah er wie eine ernst zu nehmende Bedrohung aus.»

S: «Bitte... Bitte bringt mich ins Krankenhaus.»

D: «Inwiefern sah er wie eine ernst zu nehmende Bedrohung aus?!»

A fuchtelte mit dem 45er.

A: «Nah... Er trug ein Monokel.»

D dreht sich entnervt weg.

S: «Ruft einen Arzt!»

A: «Die Teiler sehen scheiss gruslig aus, gar bedrohlich. Hast du noch nie einen Film gesehen? Es sind immer die schlimmsten Typen die sowas tragen. Immer.»

S schreit erneut auf.

D: «Darum muss man einem doch nicht in den Schwanz schießen. Scheisse. Was machen wir jetzt, der Typ schreit wie eine vietnamesische Todesfee und wird wohl bald verbluten.»

A: «Na dann verhör ihn. Viel Zeit bleibt dir ja nicht.»

S weint.

D: «Gottverdammte. Durchsuch das Haus.»

D tritt auf S zu und beugt sich zu ihm.

D: «Ich weiss ist wohl gerade ungünstig, aber du musst mir ein paar Fragen beantworten, ja?»

S weinend: «Holt einen... Arzt... bitte.»

D: «Naja, das geht halt leider nicht. Du weisst schon. Bei einer Schusswunde im Gemächt stehen die Behörden Schlange. Glaube ich zumindest. Zudem bist du der Berater vom Bürgermeister und ja... das ist hierbei nicht gerade behilflich.»

S schnaubt auf. Guckt nach unten doch kann sich nicht aufheben.

S panisch lachend: «Wie siehst da unten aus?»

D schaut.

D: «Ganz ehrlich. Echt beschissen.»

S weint

S: «Werde ich sterben?»

D: «Ich weiss nicht. Vielleicht schaffst du, wenn wir die Blutung stoppen. Aber erst musst du mir ein paar Fragen beantworten.»

S: «Stoppt zuerst die Wunde! Zum Teufel!!! Ihr könnt mich dannach doch befragen, aber stoppt die Blutung. Vorher sage ich kein Wort!»

A kehrt zurück.

A: «Klingt plausibel.»

D schaut entnervt.

D: «Habe ich dir nicht gesagt du sollst das scheisse Haus durchsuchen?!»

A: «Habe ich.»

A wirft ein weisses und ein rotes Kapuzenhemd auf den Tisch.

A: «Die Frage, ob dieser Mistkerl beim Clan ist, hat sich dann schon mal erledigt. Reife detektivische Leistung, nicht wahr mein geschätzter Kollege?»

S stöhnt.

D: «Halt bloss die Schnauze.»

D wirft A Handy zu.

D: «Ruf Henry an.»

A: «Wer zur Hölle ist Henry?»

D: «Henry ist der Kerl der dir gleich erklären wird, wie man eine Blutung im Intimbereich stoppt. Ruf an. Jetzt.»

A ruft an.

D zu S: «Hör zu. Wir verarzten dich. Aber du musst uns schon etwas entgegenkommen. Dass du beim Clan bist hätten wir dann ja mal geklärt. Und als Berater des Bürgermeisters bist du Wiener Schnitzel dann ganz gut positioniert. Es gibt da nicht zufälligerweise irgendein Sitzungszimmer das sich der Clan mit dem Senat teilt, von dem ich nichts wüsste?»

A: «Ja... Hallo. Hören Sie mich? Ja, gut. Ich bin hier mit Driver. Wir müssen da mal eine Blutung stoppen.»

S: «Fick dich».

A: «Haha, das hab ich auch gesagt.»

D: «Wir können das auch anders regeln. Ich trete dir doch einfach mal in deine nicht-vorhandenen-Eier und rühr da wenig die Suppe. Wie Wär das? Würde dir das gefallen?»

A: «Aber sicher. Und die andere Möglichkeit?»

D: «Sag mir einfach wo die Kleine ist.»

A: «Das kannst du vergessen. Das tue ich sicher nicht.»

S weinend: «Ich sterbe.»

A wirft Handy und Pistole weg. A rennt auf S zu.

A: «Aus dem Weg!»

A reist sein Hemd auf und verbindet die Wunde mehrfach.

D greift S's Hand

D: « Wo ist sie?»

A: «Achtung! Jetzt wird's hässlich!»

S: «Bitte...»

A drückt auf den Verband.

S schreit auf.

D fassungslos.

A: «Fuck. Das ist so scheisse eklig.»

S: «Um Gottes Willen!!!»

A: «Wie ein heisser Wurstsalat.»

A drückt nochmals zu.

S schreit auf und kippt ruckartig zurück.

D fühlt den Puls.

D zu A: «Wir haben ihn verloren! Im Wagen ist eine Adrenalinspritze. Hol sie, schnell!»

A läuft los.

D beginnt mit Herzmassage.

Zur selben Zeit // An einem anderen Ort

M zu B: «Hör zu Bobby. Dieser Mann, den wir gleich treffen werden, Senator Ronald, ist der zurzeit mächtigste Mann von Fat Town.»

B: «Zurzeit.»

M: «Genau. Zurzeit. Und diesen Status fürchtet er zu verlieren. Durch deinen Vater, Bobby.»

B: «Denkst du er hat was mit der Entführung meiner Mom zu tun?»

M: «Ich denke, dass es eine Überlegung wert ist. Und deshalb will ich, dass du während unserer Audienz still bist und aufmerksam zuhörst. Du musst jede Geste, jede Mimik dieses Schweinehirtens verinnerlichen, so dass du jederzeit auf das nun folgende Gespräch zurückgreifen kannst. Hast du das verstanden?»

B: «Hab ich»

Die Tür vor M und B öffnete sich.

M und B tritt in den Sitzungssaal von R.

R: «Gentlemen. Willkommen. Ich hoffe, Sie sind sich bewusst, dass eine private Audienz mit mir eine wahre Rarität ist. Besonders wenn es sich um Martin R. Lewis handelt. Kopf der Unterwelt und Geschäftspartner meines Wahlkampfgegners. Also nehmen Sie Platz und vergeuden Sie nicht meine Zeit. Wer im Übrigen sind Sie junger Mann?»

M sitzt sich und antwortet für B: «Das ist Bobby. Ältester Sohn von Ben und seit kurzem bei meinem Unternehmen eingestellt.»

R funkelte: «Bens Sohn, ah ja.»

R fängt sich: «Ich bin überrascht, dass Sie nur zu zweit kommen. Beherbergen Sie nicht ansonsten Scharen Ganoven in ihrem Schlepptau?»

M: «Ich bin überrascht, dass Sie mir so früh eine Audienz gewährt haben. Was auch immer Sie glauben, was ich Ihnen zu sagen habe. Es muss Ihnen echt am Herzen liegen.»

R: «Na sowas. Der Schwarze spricht. Ja, er spricht sogar wie ein Weisser. Welch Vergnügen. Zigarette?»

M: «Hab meine eigenen.»

R und M entzünden.

R: «Was wollen Sie?»

M pustet Rauch aus.

M: «Der Clan. Er ist wieder da.»

R raucht still.

M: «Sie wissen es.»

R: «Nichts weiss ich... Natürlich hörte ich den Tratsch. Doch Beweise sah ich nach wie vor keine.»

M: «Brennende Kreuze, Marry verschwindet und das seitdem Ben kandidiert. Schreiben Sie das ruhig dem Zufall zu Herr Bürgermeister, doch verrate ich Ihnen etwas.»

M beugt sich vor: «Es gibt Grund zur Annahme, dass Ihr Berater Strauss mit dem Clan kooperiert.»

R: «Dazu kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben. Doch wer weiss, welches Pak sich unter dieses maskierte Gesindel mischt. Wohl wird der Clan von Iren befallen sein. Sind Sie also hier um mich zu beschuldigen?»

M schweigt.

B der hinter M steht verfolgt die Szenerie.

Dann M: «Um die Iren mache ich mir keine grossen Gedanken. Vielmehr sind meine Gedanken bei meinem treuen Freund Ben, der mental kaum in der Lage ist den Wahlkampf anzutreten... und ich denke an ihren treuen Freund. Strauss.»

R: «Denken Sie besser nicht zu viel. Denn vergessen Sie nicht: Denken ist gefährlich.»
Stille.

R: «Ich glaube kaum, dass Sie nur hier sind um mich zu beschuldigen. Kommen Sie zum Punkt.»

M: «Ob Sie mit dem Verschwinden von Marry etwas zu tun haben. Kann ich nicht sagen. Doch sage ich Ihnen, dass sich in diesem Moment, zwei, sagen wir, Freunde der Organisation sich um Strauss kümmern. Was auch immer er zu sagen hat. Er wird es sagen. Ich biete Ihnen hiermit die grosszügige letzte Gelegenheit an, die Sache friedlich zu beenden. Meine Organisation macht grossen Druck, und die Anspannung in ihr, ist sichtlich bemerkbar. Zwingen Sie uns nicht etwas Dummes zu tun. Die Stadt ist ein Pulverfass. Sagen Sie uns was Sie wissen. Und lass uns diesen Wahnsinn beenden.»

R lacht: «Welch grosszügiges Angebot. Ich werde den Wahlkampf gewinnen. Dafür muss ich nicht auf solch primitive Mittel zurückgreifen. Wundern Sie sich nicht wieso ich seit so langer Zeit im Amt bin. Denken Sie tatsächlich, dass ein Schwarzer, dazu ein BLINDER Schwarzer, mich aus dem Rennen wirft, weil irgendwelche scheiss Hippies und Neger einen auf Che Guevara machen? Das ich nicht lache. Ich kooperiere nicht mit dem Clan. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen. Ich fordere Sie hiermit auf, das Gebäude zu verlassen.»

B springt auf: «Was, wenn ich dir Pisser eine verdammte Kugel in den Kopf jage, glaubst du immer noch, dass du dann gewinnst.»

M: «Bobby!»

R: «Ich glaube kaum, dass sich das für deine Familie lohnt. Nun gehen Sie. Für solch Gesocks gibt es hier kein Platz.»

M fordert B auf zu gehen und wendet sich zu R: «Die Jungs sind Profis. Sie wissen genau was sie tun. Strauss wird reden. Und dann wird es Krieg geben.»

Zur selben Zeit // An einem anderen Ort

A: «Alter das kann ich nicht.»

D: «Du musst. Es gibt keinen anderen Weg. Ich zähl auf drei. 1»

A: «Nein... nein, warte!»

D: «2»

A: «Verdammt! Wo?! Wo?!»

D: «3!»

A: «Fuuuuuck!!!»

A rammt S die Spritze in die Brust.

S: «AHHHHHHH!!!»

A: «Scheisse.»

S schreit.

D: «Wir haben ihn!»

Die Wunde begann wieder zu bluten.

D: «Die Blutung Adam!»

A: «Verdammt!»

A drückt auf die Wunde.

S schreit auf.

Die Blutung hörte auf.

S beruhigte sich doch zitterte noch ein wenig.

D zu A: «Los. Händchen halten.»

A packt S Hand.

S drückt.

D: «Wir können die Sache schnell beenden und dir das Leiden ersparen. Sag uns einfach wo Marry ist.»

S ganz bleich: «Ihr miesen... Schweine habt mich umgebracht. Du siehst sie... in der Hölle wieder.»

S schrie nochmals auf dann wurde seine Welt dunkel.

Ein Moment verstrich.

D: «Du Idiot kannst ihn jetzt loslassen. Er ist tot.»

A liess S los.

A: «Und jetzt?»

D schaute ihn genervt an: «Jetzt müssen wir die Leiche wegschaffen und so schnell von hier verschwinden wie nur irgend möglich.»

A zögert. Dann: «Okay. Ich nehm die Beine.»

A rannte zu den Beinen.

Dann durch Lautsprecher: «POLIZEI!! DAS HAUS IST UMSTELLT. WIR WISSEN; DASS SIE ZU ZWEIT SIND: KOMMEN SIE MIT ERHOBENEN HÄNDEN HER-AUS ODER WIR STÜRMEN DIE BUDE. SIE HABEN 30 SEKUNDEN!»

D: «Na das ging ja flott.»

A lässt Beine fallen: «Das Arschloch hat auch geschrien wie eine moldawische Strassenhure. Scheisse. Was machen wir den jetzt?!»

D schländert durch den Gang

A: «Wir müssen uns verpissen. Jetzt!»

D: «Ja, aber die dürfen uns auf keinen Fall erkennen, ansonsten sind wir tot.»

A: «Verdammt, was soll das jetzt wieder heissen?»

D öffnete den Schrank und deutete auf den Inhalt.

A: «Zieh ich nicht an.»

D: «Wir m..»

A: «Nein. Auf keinen Fall.»

D: «Hör auf rumzueiern, das Weisse oder das Rote?»

P: «WIR STÜRMEN!!»

A: «AHHH... scheisse... das Rote.»

Als die Polizei das Haus betrat, sahen sie nur zwei Gespenster, ein Rotes, das andere Weiss, vom zweiten Stock springen. Sie schrien auf, als sie landeten und rannten los.

Die Polizei eröffnete das Feuer, während die Gespenster über Gartenzäune hechteten.

A: «Ich kann unter der scheiss Kapuze keinen Dreck sehen!»

Die Gespenster hielten sich eine Hand an der Kapuze, damit sie nicht verrutscht und die andere, hielt das Bettlacken hoch, damit sie nicht darüber fielen. So verschwanden die Gespenster in der Nacht.

Der letzte Pilger

Von Nathan Anthamatten

Eine dystopische Erzählung

Wir schreiben das Jahr 924 n. Chr. Unsere Geschichte beginnt in einem unscheinbaren Dorfe in Wessex. In Nacht und Nebel gehüllt, zieht ein namenloser Pilger einher. Trotz jugendlicher Erscheinung sind seine Füße müde und seine Knochen morsch. In eine braune Kutte gekleidet mustert er das Schild am Wegesrand: „Zu neuen Ufern“. Das muss der richtige Weg sein, denkt sich der namenlose Pilger und setzt seinen Marsch fort.

Einige Stunden später an einem anderen Ort: Edward kehrt von der nächtlichen Jagd heim. Verstohlen öffnet er die Tür und legt das Reh in seinen Armen behutsam auf den Tisch. Trotz meiner 46 Jahre kann ich es noch, denkt Edward stolz, wie er auf seine heutige Beute blickt. Vom oberen Geschoss ertönt das Geschnarche seiner Gäste; heute sind es besonders viele. So viele, dass Edward in der Küche schlafen muss. Wie er eben diese betreten will, hört er ein leises Klopfen an der Eingangstür. Wer mochte dies zu solch später Stund noch sein, denkt sich Edward und geht bedächtig Richtung Türe. Erneut hört er das Klopfen. „Alle Betten sind belegt, Fremder, versuch es doch weiter Richtung Dorchester“, spricht Edward durch die Tür hindurch. Stille herrscht, und dann wieder: Das Klopfen. Edward öffnet die Tür: „Ich habe dir doch gesa...“. Er stockt. Eine finstere Kapuze steht vor ihm in der Dunkelheit. Zu sehen sind lediglich zwei funkelnde Augen, die Edward verstohlen anglotzen. Edward fängt nochmals an: „Ich habe doch gesagt, dass alle Betten belegt sind. Wer bist du?“ Der namenlose Pilger antwortet nicht, noch regt er sich. „Was willst du?“, doppelt Edward nach. Sein Gegenüber hält kurz inne, und mit einer ruckartigen Bewegung zeigt er auf das Schild das über Edward hängt. „Zu neuen Ufern“, murmelt Edward still. Dann erwidert er: „Hör, ich habe keine Betten mehr frei. Aber wenn du willst, kannst du auf einem der Tische schlafen.“ Der namenlose Pilger nickt stumm und betritt das Haus. Am nächsten Morgen wacht Edward später als gewöhnlich auf. Seine Gäste sind bereits kräftig am Frühstück. Es sind insgesamt fünf Pilger, die sich in Edwards Schenke tummeln. Einer sitzt verdrossen am Tische und schlürft seine Suppe alleine. Weitere drei schmatzen lachend um die Wette. Und der Letzte, kaum zu erkennen, sitzt in der hintersten Ecke und lugt aus der Dunkelheit hervor. Edward streift kurz seinen Blick und schaut dann schnell woanders hin. Dass ein Pilger nicht spricht, ist nichts, was Edward nicht schon gekannt hätte. Oft ist einer dabei, der bereits in jungen Jahren ein Schweigegelübde abgelegt hat und nie mehr ein Sterbenswort über

seine Lippen kommt. Doch ist es Edward fremd, dass ein solcher ohne Weggefährten verbleibt und so beschliesst er, sich zu dem Reisenden zu setzen. „Hart, so ein Holztisch. Auch ich habe eine Nacht unsanften Schlafes hinter mir.“ Wie erwartet antwortet der namenlose Pilger nicht. Dieser starrt Edward nur an. Es ist kein Hass, den Edward in seinem Blick erkennt, doch ist es ein begehrender Blick, der ihm einen Schauer über den Rücken jagt. Edward bemerkt, wie auch seine anderen Gäste innehalten. Einer von ihnen steht auf: „Werter Herr Schenk, es ist Zeit für mich zu gehen.“ Auch die anderen Gäste stehen nun auf und allesamt verschwinden sie aus der Türe. Stammelnd versucht Edward diesen zu erklären, dass sie noch gar nicht zu Ende gegessen hätten. Doch steht Edward nun alleine in der offenen Türe. Die Sonne im Gesicht und die finstere Schenke im Rücken merkt Edward, wie sich etwas in der Dunkelheit regt: „Nein, mein lieber Edward. Tatsächlich kann ich mich nicht entsinnen, wann ich das letzte Mal einen solch erquickenden Schlaf hatte.“ Edward sieht voller Furcht, wie der namenlose Pilger zwischen den Bänken steht und ihn grimmig mustert. Die Sterne funkeln, als Edward seine Schenke verlässt. Einige Schritte entfernt sieht Edward seinen mysteriösen Gast, der sich an einem Lagerfeuer wärmt. „Also, woher kennst du meinen Namen und was willst du von mir?“, fragt Edward und setzt sich zum Pilger. Seinen Blick im Feuer verlierend antwortet der Pilger: „Lange dauerte meine Suche. Ich durchquerte Wüsten und Meere. Ich wanderte durch die Gezeiten bis meine Füsse bluteten und mein Verstand bröckelte. So lange, bis ich fast vergass, wonach ich eigentlich suchte...“ Edward stutzt: „Gezeiten? Bist etwa so etwas wie ein Zauberer? Ich habe Geschichten von mächtigen Wesen gehört, die...“ - „Nein. Kein Zauberer“, unterbricht ihn sein Gast, „in meiner Welt würde man mich wohl eher als Zeitreisenden bezeichnen. Und was ihr Magie nennt, heisst bei uns eher... Physik.“ Edward staunt nicht schlecht: „Ein Zeitreisender? So sage mir, was suchst du hier? Wie sieht die Welt aus, aus der du kommst? Ist der Mensch wohl auf? Hat sich das Christentum durchgesetzt?“ Der Pilger wendet nun seinen Blick Edward zu: „Meine Welt? Es ist schwer für mich, mich nach all der Zeit noch zu erinnern. Es sind nur noch einzelne Bilder, die mein inneres Auge noch erspäht. Bilder wie Funken eines Feuers, langsam verlöschend, doch klar erkennbar in der Dunkelheit.“ Der Pilger sieht Edward nun verheissungsvoll an: „Meere aus Flammen, Flüsse aus Blut, Berge aus Asche. Die Ära der Menschen ist vorbei und das Zeitalter des Feuers zieht einher. Wer noch lebt, kennt keinen Gott.“ Voller Furcht blickt Edward nun in das Flackern der Flammen: „Wieso... bist du hierhergekommen?“ - „Ich habe nach einer Lösung gesucht. In allen Winkeln der Zeit habe ich gesucht, um dieses Schicksal zu vermeiden. Doch alles, was ich tat, führte mich wieder an den Anfang meiner Reise. Tausende Jahre gesucht, tausende Szenarios geplant, tausende Leben gelebt. Und nun führten mich all meine Bemühungen an diesen Ort, in diese Zeit.... zu dir, Edward“. Der Pilger zeigt nun mit dem Finger auf den Schenk: „In dir fliesst königlich Blut. Deine Söhne und Töchter werden eine Dynastie erheben, die Jahrtausende lang erblüht und zu dieser meiner Welt führen wird. Die Hölle wird des Menschen Hand entspringen.“

Ich bin gekommen, dies zu verhindern.“ Der Pilger steht auf und zieht ein Messer. „Warte! Ich bin ein lediger Schenk, kinderlos und ohne Thron. Was du sagst, muss ein Irrtum sein.“ - „Zeiten ändern sich von heute auf morgen. Dies ist nicht dein Wille, doch ist es dein Erbe.“ Der Pilger tritt zu Edward und reicht ihm das Messer. Zögernd nimmt dieser die Klinge und sieht die Hölle, die ihm sein Gast beschrieben hat, sich in den Flammen widerspiegeln, als Edward zusticht.

Als der letzte Funke Lebens in Edwards Körper erlischt, bemerkt der namenlose Pilger, wie seine Arme plötzlich schwer und sein Verstand federleicht werden. Goldener Staub strömt aus seinem Körper, erhebt sich mit dem Wind und zieht durch die Lüfte. Losgelöst fasst des Pilgers Geist einen letzten klaren Gedanken und spürt wie eine grosse Last von ihm abfällt. Er ist nicht, er ist nicht gewesen und er wird nicht sein. Übrig bleiben lediglich Sandkörner, die dahinziehen und zusammen mit den Funken der Flammen auf ihrem Weg zu den Sternen verblassen.

Die Abenteuer des Jonathan von Felsenburg

Von Jonas Jossen

1

Artikel erschienen im Ostgallischer Landbote, Rubrik Ausland
Roland Duc, Bericht von der Front in Grossgallien, wo sich die Truppen Napoleons
und Richard Löwenherz' gegenüberstehen

«[...]

Die Höllenhunde des Krieges ziehen weiterhin durch die Lande. Pflanzen, Tiere, Frauen und Kinder, Häuser und Wälder, Bauern und Rinder werden in Mitleidenschaft gezogen, wenn die gestiefelten Kater und die bewaffneten Affen wieder und wieder in einem unendlichen Vergeltungsakt sich die Köpfe einschiessen für die eine oder die andere Überzeugung.

Zerstörung, Verwüstung, Geringschätzung des Aufwands und des Reichtums sind an der Tagesordnung. Soldaten defäkieren in die Felder, streuen gewaltsam ihren Samen in die unschuldige Schönheit, die sie auf ihren Streifzügen antreffen, verbreiten Traumata, Schmerz und Schande auf unserer Mutter Erde. Sie schänden die Wunder der Natur, zerfetzen die Körper und die Seelen, die eigenen und die anderen, ohne Rücksicht auf die aufwendig herbei gepflegten Blüten.

Oh je, was für ein Blutbad sich vollzieht, von dem niemand einen Nutzen zieht. Oh je, welcher Schaden produziert, im Auftrag einer gesichtslosen Bürokratie. Oh je, was soll das ganze Gemetzel denn bewirken, ausser Trauer, Neid und Versagen.

Seit drei Jahren wütet nun schon der keltische Bürgerkrieg zwischen den gallisch-bürgerlichen Revolutionären und der monarchistisch-keltischen Allianz, die unter der Führung des Generals Bonaparte und der Britischen Krone in die Schlacht ziehen, immer und immer wieder, ohne wirklichen Grund, gepeitscht von Hass und Missverständnis.

Und heute, am zweiten Tag der grossen keltischen Feierlichkeiten zur Wintersonnenwende schaut der ganze Kontinent wieder voller Entsetzten auf eine Ereigniskette im Herzen des Inselkönigreichs.

Mord, Mord und Todschatz, Mord und Zerrüttung des einzelnen Schicksals. Mord auf Befehl, auf Geheiss, auf dem Willen der wenigen, die diese Welt zu steuern glauben.

Aber heute, am Feiertag des Überlebens, wurde ein Kopf der Hydra abgetrennt und Teutates nur weiss, was für fürchterliche Folgen es herbeiziehen wird.»

London, Hauptstadt des Königreichs der Briten

Im Jahre 671 nach Keltischem Kalender.

Die wirtschaftliche Lage des Königreichs floriert für die Besitzer der Fabriken. Sie schlägt unter der industriellen Revolution ihre Wellen, bringt Aufträge und Beschäftigung der Massen. Aber der Stellungskrieg auf dem Festland bringt Elend und Trauer über das Volk.

Witwen und Waisen kauern bettelnd in den engen Gassen, die hohen, trübseligen Bauten ragen in die gelblichen Rauchwolken über den Fabriköfen. Bandenkriege und Strassenschlachten, die in den letzten Jahren die Unterwelt erschütterten und von der Krone gewaltsam niedergeschlagen wurden, hinterlassen in den Spelunken und den Wäldern eine spürbare Spannung unter der geknebelten Unterschicht.

Das östliche Armutsviertel, im Volksmund «Kilkenny» genannt (wegen der vielen Iren), ist geprägt von Arbeitslosigkeit und Trinksucht, die seit Kriegsbeginn zugenommen hat. Die beschäftigten Familienväter ertränken ihren kleinen Arbeiterlohn im Alkohol, andere schliessen sich den Republikanern an, werden eingesperrt oder legen Bomben, die meisten sind bei der Überfahrt, in Hassdelikten oder für die Krone auf dem Kontinent traumatisiert oder verstümmelt worden - oder schon umgekommen. Dadurch ist das Viertel in hoffnungsloser, alleingelassener, bitterer Armut festgefahren. Man erlebt hier Einschüchterung, Erpressung und Mord an täglicher Ordnung. Englische Soldaten vergreifen sich an Mädchen, irische Untergrundbanden verüben Vergeltungsschläge, Terror und Kriminalität können von den Behörden nicht eingedämmt werden.

In der Hauptstadt herrscht eine allgemeine Abneigung gegenüber den irischen und walisischen Immigranten, sie werden verunglimpft als ungepflegt, dumm und faul. Das Gewaltpotential und die Kränkung wächst stetig in alle Richtungen.

Owen McSweeney, Sohn einer irischen Einwandererfamilie, verlässt am späten Nachmittag in seinem muffigen Anzug das Elternhaus, ohne etwas gegessen zu haben. Er zieht die Schiebermütze in die Stirn und wärmt sich mit seinem dampfenden Atem die Hände. Dann schreitet er verspannt durch die Kälte, Richtung Hafen.

Im berühmten O' Brian's, unten am Schiffswerft, trifft Owen auf seine langjährigen Freunde, die gerade heimlich unter dem wachsbefleckten Holztisch ihre Biergläser mit mitgebrachtem Whiskey füllen. Es ist laut und verraucht in der proletarischen Absteige. Es wird geraucht, gesungen und diskutiert.

Owen ist ruhiger als sonst, irgendwie gelassener und verschwiegener. Seine Kumpels merken davon aber nichts. Er setzt sich unauffällig dazu. Immer wieder verirrt sich seine fleckige Hand in die löchrige Jackeninnentasche und findet den hölzernen Griff seiner frisch erworbenen Pistole. Jedes Mal stemmen sich seine Nackenhaare in einem Rausch der Begeisterung in die Luft und er genießt das kribbelnde Gefühl der verborgenen Gefährlichkeit.

Beim Gedanken an ein Ohren betäubendes «Peng!», das die Luft zerreisst und in alles ein Loch brennt, das sich ihm in den Weg setzt, erfährt er einen erleichternden Schub in seinen Eingeweiden.

Er könnte jeden erschiessen, sich gegen jeden wehren. Die Waffe macht ihn erhaben, gefährlicher als die meisten. Er ist mächtig: Mit jeder Sekunde, in der er niemanden erschiess, trifft er selber die Entscheidung über Leben und Tod eines Mitmenschen. Die Waffe gibt ihm die Möglichkeit, barmherzig zu sein.

Er hat vor, einer ganz bestimmten Person das Leben zu nehmen. Als Rache für den Verlust seines grossen Bruders, der an die Front geschleppt und dort geschlachtet wurde - unter der Fahne eines Königs, dem er nichts schuldig war.

König Richard Löwenherz, der zweite seines Namens, seit zwanzig Jahren Herrscher im Königreich der Vereinigten Inseln, schreitet an diesem kalten Winternachmittag rastlos in seinem Arbeitszimmer umher. Seine martialische Uniform ist behangen mit unzähligen Orden und Dienstdekorationen und sein langer Pelzmantel mit keltischem Karomuster schleift sich hinter ihm her. Der für ihn so typische Bart zuckt in seinen stummen Selbstgesprächen und seine Augen blitzen hasserfüllt auf und erlöschen wieder in tiefster Verzweiflung.

«Diese gallischen Schweine vom Festland wollen meinen Nacken in die Henkersbank stecken und die Jahrhunderte alte Dynastie meiner Ahnen abschneiden, nur um an der Stelle meiner Funktion einen unorganisierten Haufen streitender Parlamentarier zu setzen. Es lebe die Revolution? Soll sie doch Leben, die verdammte Revolution, nach dem sie in ihrer blutrünstigen Rage alles andere Leben verschlungen hat! Ich werde alles daran setzen, diesen wütenden Pöbel davon abzuhalten, mein Volk unter die Willkür einer Handvoll Philistern zu setzen, die durch Intrige und Opportunismus ihre eigenen speichelleckenden Spielchen drehen.»

Wären da nur nicht die tausenden zerschossenen Kadaver, die täglich im Flachland Nordgalliens in die Gräben fallen, von ihm geschickt, um die Revolution und ihren General zu stoppen und von denen getötet.

Dieses organisierte Massensterben, das in industrieller Effizienz täglich ganze Gegenden verwüstet und bedeckt mit den Leichen junger Leute, die in ihrem traurigen Zuhause fehlen.

Dieses Gemetzel zwischen jahrhundertelangen Verbündeten, die mit eifrigen Waffenindustrien und einem aufgehetzten Volk den grössten Konflikt der Menschheitsgeschichte befohlen haben.

Hatte er damals richtig gehandelt, in dem er zum Kreuzzug gegen diese Revolutionäre aufgerufen, und die Truppen übers Meer geschifft hatte? Hatte er eine Wahl gehabt? Waren sie alle nur für seinen Machtanspruch gestorben, oder doch auch für eigene Ideale? All die vergeudeten Leben...

Der König setzt sich, kramt schwitzend und mit besorgtem Gesicht noch eine der starken Pillen seines Druiden aus dem Mantel und spült sie mit einem grossen Schluck schottischen Whiskeys herunter.

All die ahnungslosen Bauernburschen, die gerade mit Maschinengewehren durch den Schlamm waten, all die fanatischen Unterschichtler, die in den Lazaretten den Seuchen zum Opfer fallen, all die irischen und schottischen Söldner, die unter meiner Flagge verstümmelt wurden und jetzt von ihren Mädchen träumen, die sich hier in den Slums prostituieren.

Aber auch all die Reisläufer auf Seite der Trikolorer, die auf dieses blutige, hoffnungslose Schlachtfeld getrieben werden, um dort ihr Leben für eine fremde Meuterei, unter diesem verrückten General zu lassen.

Während meiner Zeit als Kopf der Vereinigten Inseln und unseren Kolonien sind mehr junge Männer gestorben als während allen anderen Monarchen vor mir - zusammen!... Napoleon, dieser aufgeblasene Psychopath... Nur wegen einem sturen Schwein wie ihm konnte der Tod ungehindert über die bekannte Welt fegen. Bitter starrte er auf seine Uniform hernab, noch immer in dieser misslichen Situation, wieder und wieder den Drang verspürend, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Es klopfte.

«Yes?» brummelte seine raue Stimme und die Tür sprang auf.

«Your Majesty, the parade is approaching, the people are awaiting His words...»

Der in Kriegsjahren gealterte König hievelte sich aus dem Sessel und liess seinen Untertan all seine Orden richten und letzte Schliffe an Frisur und Uniform unternehmen. Der Monarch zögerte vor dem wegtreten und fragte mit glasigen Augen:

«Franklin, you, as my closest servant, do you think - and please be honest - do you think my hands are covert in blood of thousands of young men. Do you think I have sent them into certain death and wasn't enough of a strategic mind to guide them into victory?»

Franklin antwortete aufgeregt:

“Of course not, Your Majesty. Those who died, chose to die for their King. You will see at the parade, that the people love you, as they always have. The French are cruel opponents and have committed countless atrocities, for which they must be punished. No one could have led Your troops better than You, Your Majesty.”

“Thank you, Franklin.”

Richard setzte die Krone auf und griff seinen grossen Schild. Dann marschierte er selbstsicher auf den Balkon vor die jubelnde Menge.

Ruhig und besonnen winkte er in Richtung der tausenden und abertausenden von hysterisch kreischenden und klatschenden Untertanen. Richard war überwältigt von der Wucht der Menge, es waren mehr als je zu vor. Anscheinend schien seine Popularität im Krieg gewachsen zu sein. Dieser endlose Schwarm treuer Seelen, dazu noch in dieser bitteren Kälte... All seine Lämmchen waren in Decken gewickelt und zusammengeschart und lächelten unter Tränen ihrem König entgegen.

Er streckte die rechte, mit Ringen beschmückte Faust in die Luft. Einer seiner Burschen trat ans Mikrofon.

“Hear, hear, the King of Great Britain, Duke of Wellington, Richard Lionheart!” in einer neuen Welle der Begeisterung überschlugen sich die Schreie der Menge. Richard trat ans Podium und liess seinen Blick über die Köpfe schweifen, bis der Geräuschpegel zu plötzlicher, leerer Stille gefallen war. So viele schöne Menschen mit funkelnden Augen...

Seine, zerreissende, kraftvolle Stimme drang abrupt aus den überall verteilten Lautsprechern in die Ohren und durch die Gliedmassen seiner Untertanen:

«Beloved tribes and peoples of the united Celtic Kingdom!

As your King, I stand before you in grief about the many sons and fellow Britons that this raging mob of revolting barbarians has already taken away from us, over there, on the mainland of Europe. How much I would love to announce the end of this War; how much I would love to be your King during more peaceful times...» Die Meute applaudierte.

«But that is not possible. We need to remember, what we fight for and what we fight against! Let us not lose our dignity as a people, do not despair! Let us get our strength together once more and to stand our ground in these times of terror!» Die Meute kreischte und klatschte. Viele Gesichter, die er erspähen konnte, waren von Tränen überströmt.

«I promise you, the good times will come back! I will do everything in my pow...» Ein plötzlicher Schuss hallte durch die Luft und der Monarch kippte nach zwei tiefen Atemzügen unter dem Poltern und Quietschen des Mikrophons zur Seite.

Alle erstarrten und wurden aus ihrer Trance gerissen, nicht sicher, was gerade geschehen sein sollte. Fast Augen reibend fingen die Ersten an, entsetzte Schreie von sich zu geben.

Einige Leute schienen den Schützen überwältigt zu haben und zerrten ihn durch die entsetzten Leute. Schreie folgten auf weitere Schüsse und schliesslich flohen die meisten Leute vom Tatort.

Owen McSweeney und einige andere bewaffnete Zuhörer wurden von der Royal Guard und hysterischen Untertanen verschleppt, erschlagen und in die Themse geworfen.

Das Ende der Rede blieb für immer aus. Der König lag leblos und blutüberströmt zu Füssen seiner ratlosen und verzweiferten Hofknaben. Ein Druide war über ihn gebeugt und schüttelte irgendwann langsam den Kopf. «The King is dead. Long live the King.»

About Tigers and Deers

Von Nathan Anthamatten

Die erste von sechs Räubergeschichten mit einer unscheinbaren Kausalität. Alle Geschichten basieren mehr oder weniger auf wahren Begebenheiten... aber eher weniger.

Tiger drehte sich nicht zu Lee als er sprach: "Ich mochte diesen Ort schon immer. Ein Sandkorn vom Winde verweht. Und so landet es im garsten Morast und wird zu einer trüben Perle. Spürst du den endlosen Strom, die kosmische Energie, wie die Erde bebt? Selbst wenn alles was hier kreucht und fleucht, alles was hier einst geflogen, einst gejagt hat, sich versteckt, so spürt man das Leben hier. In der Stadt; Blut im Schnee, Tod auf den Strassen. Und hier, Adoniströschen, Schneeglöckchen und der Mishchenko Blaustern, alle blühen sie dennoch. Eine gar unnatürlich natürliche Harmonie, wie man sie nicht aus seinen wildesten Träumen kennt... Wunderschön und doch so tödlich... Niemand wusste davon. Niemand sah es kommen. Doch ich bin nicht Niemand. Und schon gar nicht der verflochtene Odysseus! Ich bin der Einäugige Blinde, der Wahn des Polyphems. Und jetzt stehst du hinter mir... und forderst meinen Kopf?! Keine Formalitäten. Kein Pardon. Doch ich höre deine Schreie, laut und schrill, damals wie heute: Ich bin hier! Ich lebe! Sieht mich den keiner?! Und damals wie heute frage ich mich ob du es weisst. Ob du weisst wer du bist und was du willst. Ein unergründlich, suspektes Wesen, selbst für dich. Ich sah vieles in deinem Antlitz: Freude, Trauer, Gleichgültigkeit... Tod. Doch niemals sah ich diese lodernde Flamme in deinen Augen. Dieses Funkeln, alles zu tun, alles zu geben... für dieses eine Ziel. Dieses eine Ziel, dass in jedem von uns brennt. Jede Nacht schrie ich zum Himmel: Vergib ihm den er weiss nicht was er tut... Ich irrte... Ich habe dich von der Strasse geholt wie einen streunenden Hund. Ich habe dich geliebt. Nicht wie ein Mann eine Frau liebt, nein. Ich habe dich geliebt wie einen Bruder, als wärst du von meinem Blute... von meinem Schlag. Und doch sah ich dich niemals so klar vor mir wie in eben diesem Augenblick... Abschaum; Ich sehe dich. Von Beginn an hattest du nur diesen einen Drang, diesen einen sehnlichsten Wunsch: Meinen Tod. Als mir Mary zuflüsterte, was für ein Mensch du doch seiest, habe ich nicht gehört. Ich schleckte den Honig von meinem Munde und vergass. Ich vergass, was es heisst zu Führen. Ich vernachlässigte mein Weltbild und kam von meinem Pfade ab. Und für einen kurzen Moment wusste ich nicht mal mehr wer ich eigentlich bin. Und dann ist das geschehen, was einem jeden Mann passiert, der nicht weiss wer er ist: Ein gravierender Fehler. Bei Jesus war es Judas, bei Cesar Brutus und bei mir bist es du. Ein böseartiger, kleiner Kieselstein im Schuhwerk, der eine jede ach so kleine Schürfung in ein blutig triefendes Geschwür mutieren lässt.

Abschaum, ich sehe dich. Deine bedrängenden Abgründe. Du wolltest alles, wofür ich gekämpft habe, alles was ich aufgebaut habe einreissen und dem Erdboden gleich machen. Doch stellt sich mir noch eine Frage. Die entscheidende und zugleich belanglose letzte Frage: Wieso?"

Sieben Tage zuvor

Schneebedeckt und leise stand er da, der Red Rock Peak. Die Stadt am Fusse des Berges, dunkel und grau in der Nacht. Eisige Stille durchströmten die Häuserreihen. Einzig der Wind verlieh der Stille Klang. Weisse Flocken fegten durch die Gassen. Beschlagene Laternen durchleuchteten die Dunkelheit. Die Stadt am Fusse des Berges, sie schlief. Der Berg wachte stumm über sie. Selbst der Wald, der Redwood, der am Tage ein wunderschönes Naturspektakel darbot, schlief. Flora und Fauna ruhten sich aus. Die sonst so roten Stämme standen da, wie Schatten auf der Lauer. Der Wind erkämpfte sich einen Weg durch die dichten Baumgruppen und heulte über die gefrorene Strasse. Doch dann, ein Pfeifen. Hallend, doch klar erkennbar, zog es in einem langsamen Crescendo mit dem Mistral einher. Und mit dem Pfeifen rollte ein weisser Mercedes 190 SL langsam und gemach über den frostigen Asphalt. Trinity: Titoli trillerte gedämpft durch die trüben Scheiben, während sich der Oldtimer in einer Rauchwolke süsslichen Aromas den Weg zum Berge erkämpfte.

Im Wagen; vierzig Grad; volles Volumen; der Dübel dampfte. Adam schlug lachend auf den Kassettenrekorder und unterbrach das Stück von Annibale El Cantori Moderni. „Und dann?“, sagte er noch grinsend, bevor er eine Funkadelic Kassette aus dem Handschuhfach pullte und unter mehreren Versuchen in den Rekorder steckte. „Dann hab ich ihr gesagt; weisst du, ein echter Mann pflegt seine Haare nicht, er wäscht sie“, antwortete ihm Lee mit der Praline im Mundwinkel. Adams Lachen wurde lauter. „Und was hat die zierliche Shannon dann gesagt?“, schaute er Lee mit erwartungsvollem Blick an. Lee balancierte die prallgefüllte Tüte von links nach rechts und antwortete unter Grinsen: „Sie nannte mich scheiss Schwuchtel und schellte mir eine.“ Lee zog eine entrüstete Grimasse und Adam lachte lauthals los. Lee reichte den Dübel mit einem leisen Lachen an Adam weiter. Der wiederum nahm ihn, zog einen genüsslichen Zug und meinte dann verträumt: „Der gute Lee auf dem Trocken.“ Doch schnell kam die Antwort: „Von wegen. Ich war danach noch saufen mit Floyd und den Zigeuner. Schlussendlich bin ich bei Madame Falquet gelandet.“ „Ist das nicht diese dicke Wampe, die am Wegrand bei der Eiche Touris abzieht?“ Lee starrte ihn verwirrt an. Trotzdem er seine Augen nicht auf die Strasse richtete, glitt er geschmeidig mit einer Hand am Lenkrad über den gefrorenen Goudron. „Scheisse nein“, sagte Lee etwas gekränkt und angewidert: „Und übrigens meinst du Madame Maitre.“ „Ahhh, natürlich.“

Doch wie ich dich kleines Ferkel kenne würdest du die aber wohl auch nicht von der Bettkante stossen“, sagte Adam grinsend. Lee schaute ihn entgeistert an: „Natürlich nicht! Wie auch, die wiegt mehr als 200 Kilo. Was los?!“ Lee nahm nun wieder die Strasse ins Visier. „Nein, nein“, sagte er Kopfschüttelnd: „Ich meine Falquet, die Cousine von Roy“. Adam stiess ein Glucksen aus: „Du hast Roys Cousine gefickt?!“ Adam lachte los: „Ich dachte der wär dein Kumpel?“ Lee mit stolzem Grinsen: „Ich würde auch deine Cousine ficken, wenn du eine hättest.“ Adam zog an der Praline und liess sie ihre Runde fortsetzen. Dann sagte er noch etwas verraucht: „Eine Cousine habe ich nicht. Aber ein Cousin dritten Grades. Den kannst du haben.“ – „Schon gut. Doch ich weiss dein Angebot zu schätzen.“ Adam schaute verträumt aus dem Fenster und murmelte eher denkend als sprechend: „Vielleicht besser so. Der Typ stinkt aus der Fresse wie eine totes Tier.“ Lee wandte sich zu ihm. Verwirrt, eher aus akustischen und weniger wegen inhaltlichen Gründen, fragte er: „Was zum Fick redest du da?“ Adam kopfschüttelnd und in Gedanken verloren: „Nicht wichtig, nicht wichtig.“ Dann fuhr er in ernstem Ton fort: „Und wie war die kleine Gypsy?“ Lee zog an der Hanfroulade. Er suchte die richtigen Worte. Schnipsend hielt er Adam hin. Dann sagte er zögernd: „Geschmeidig... Das ist wohl das richtige Wort. Ein Dichter würde sagen: Sie öffnete sich wie eine Blume.“ Adam starrte ihn mit hochgezogener Augenbraue an: „Du bist aber kein Dichter.“ Lee antwortete noch während er die Tüte weiterreichte: „Natürlich nicht. Deshalb würde ich auch eher sagen: Sie konnte ihre Beine hinter dem Kopf verschränken.“ Adam schnaubend: „Ich wusste immer, dass die Gypsies ein verstecktes Talent haben. Irgendetwas müssen die ja können.“ Lee fokussierend auf die Strasse: „Ich glaube die Gypsies gehen mit ihrer Akrobatik recht offen um.“ Nach reiflichem Überlegen schnappte Lee auf: „Und halt deine Fresse verdammt. Du weisst doch, dass ich auch mindestens ein halber Zigeuner bin.“ Adam schaute Lee nachdenklich an. Dann beschloss er sein Gedankengut zu äussern: „Hey Lee. Hör mal. Das wollte ich sowieso noch ansprechen. Denkst du nicht, dass es Tiger ganz schön gegen den Strich geht, wenn er herausfindet, dass du mit Zigeuner rumhängst, sie verteidigst und sie begatetest? Ich meine du weisst wie Tiger ist. Im einen Moment lacht er herzlich über deine Witze und im nächsten bindet er dich an seinen Wagen und rast mit 180 Dingen durch die Town.“ Lee fuhr nun etwas langsamer. Er hatte sich schon mal darüber Gedanken gemacht. „Nun ja“, sagte Lee nun, seine Worte weise wählend: „Floyd ist mein bester Freund seit dem Tag an dem ich in diese Stadt kam. Daran wird sich nichts ändern und das weiss Tiger. Ausserdem sind die Zigeuner ein echt nettes Völkchen, wenn man ihnen eine Chance gibt“, ergänzte Lee fröhlich. Adam schaute ihn verdutzt an: „Lee. Die haben all unsere Wagen gestohlen. Ich glaube ja nicht, dass Tiger denen noch eine Chance gibt.“ Lee liess die Glut bis zum Filter brennen und warf den noch leuchtenden Stummel in die finstere Nacht. Dann wandte er sich, so gut es eben ging zu Adam: „Mir haben sie keinen Wagen gestohlen.“ – „Natürlich nicht. Du hast ja auch keinen“, erwiderte Adam gelassen und zündete sich eine Zigarette an. Noch murmelnd sagte Adam aufklärend: „Hör zu. Das einzig

wichtige ist. Stehst du loyal zu Tiger, wenn es hart auf hart kommt? Und noch viel wichtiger: Weiss Tiger das?“ Adam schaute Lee erwartungsvoll an und hielt ihm die Zigarette hin. Lee griff zu, nahm einen Zug und antwortete sowohl gekränkt als auch verärgert: „Ich bitte dich. Wem hat Tiger sein Auto anvertraut? Denkst du tatsächlich, Tiger gäbe mir den Schlüssel zu seinem geliebten Mercedes, wenn er mir nicht voll und ganz vertraut? Er liebt diesen scheiss Oldtimer mehr als seinen eigenen scheiss Bruder.“ Adam, als ob er eine stundenlange Diskussion endlich zu Ende bringen will: „Ist ja gut. Wollte dich kleinen Zigeuner nur daran erinnern, dass man nicht die Hand beisst, die einen füttert.“ Kein Wunder liebte Tiger diesen Wagen. Selbst auf den kaputtsten Landstrassen, glitt der Mercedes wie angebracht über die Strasse. Lee ernst: „Kommt drauf an, welche Art des Hungers dich begleitet.“ Adam schaute Lee kurz verwirrt an, der seine volle Konzentration nun wieder der Strasse widmete, dann schaute auch Adam aus dem Fenster und betrachtete das schon fast teuflische Schattenspiel der Bäume. Aus dem Nichts sprach nun Lee: „Und was zum Fick redest du da von begatten. Ich fickte diese Gypsy... und begatte sie nicht. Scheisse, hast du dir gestern wieder die ganze Nacht Naturdokus reingezogen?“-„Scheisse Lee. Ich bin nun mal ein grosser Freund der Tierwelt!“, schrie Adam schon fast, humorvoll und ernst zur selben Zeit. „Klar“, antwortete Lee mit hochgezogenen Augenbrauen. Einen Moment lang sprach niemand und die beiden genossen die Funkgitarre, die vom tanzenden Bass untermalt wurde. „Wusstest du übrigens, dass bei über 150 Tierarten Homosexualität nicht nur Gang und Gäbe ist, sondern teils gar bewundert wird?“, startete nun Adam um ein neues Thema aufzutischen. Lee, verwirrt von Adams Aussage: „Scheisse. Was soll ich dazu schon sagen.“-„Nun ja. Ich finde es verdammt interessant, dass wir Menschen uns doch stets als ‚Tiere mit Verstand‘ bezeichnen, doch in Sachen Toleranz noch dem letzten Affen nachhinken. Wir denken zu viel. Kategorisieren, normalisieren. Stellen Regeln auf an die sich keine Sau halten kann. Scheisse.“ Ein einziger Moment lang, fuhren sie stumm dahin. „Weisst du Adam; das war gerade ein ziemlicher Lauf, wenn man bedenkt, dass du dir einfach ein Video von zwei arschfickenden Affen reingezogen hast. Aus dir könnte echt mal was werden“, schmunzelte Lee. „Ich fühle mich schon seit längerem als grosser Denker berufen. Ich spüre es. Ich spüre es tief in meinen Eiern“, lachte Adam stolz. „Und es war eine Tierdoku. Um Himmels Willen. Ist doch klar, dass man da den ein oder anderen Affenschniedel sieht“, erwiderte Adam genervt. Lee schüttelte den Kopf: „Ich glaube du überschätzt die Tierwelt gewaltig. Ich weiss ja nicht wie das bei den Affen ist, die du gesehen hast, aber auf der Farm auf der ich aufwuchs... nun ja. Sagen wir mal so. Die Tiere dort stecken ihren Schwanz überall hin wo es nach Leben riecht.“ Adam sah Lee angeekelt an: „Fuck. Leben stinkt.“-„Verdammte scheisse, Leben stinkt brutal“, antwortete ihm Lee. Mit dieser Gossenweisheit fuhren sie weiter. Sie passierten gerade den letzten Abschnitt der Schlangengrube, als Adam etwas enttäuscht sagte: „Jetzt hast du mir die Naturdokus versaut.“ Lee ernst, ohne sein Blick von der Strasse abzuwenden: „Hab ich nicht.“-„Hast du nicht“, strahlte Adam nun wieder. „Aber weisst du, letztes Mal als ich...“, begann Adam. Dann krachte es.

Die Frontschuttscheibe zerberstete. Die Reifen quietschten und rutschten über den eisigen Asphalt. Blut spritzte durch den Wagen, den Lee nun nicht mehr länger unter Kontrolle halten konnte. Ein dichtes Hornsgeweihe ragte wie verschlungene Äste durch die kaputte Frontschuttscheibe. In gefährlichem Tempo durchbrach der Wagen die Mautsperre und landete in einem dicken Stamm, während das Echo eines lauten Röhrens durch die Stadt am Fusse des Berges preschte.

Der Wagen qualmte im Dunkeln vor sich hin. Der Rauch stieg in die Lüfte während das noch funktionierende Blinklicht wie Argusaugen durch eben diesen durchblickte und dem Schauplatz eine recht mystische Aura verlieh. Es sah so aus, als stehe der erste Kontakt der dritten Art kurz bevor. Der keuchende Motor verstummte. Das Licht erlosch. Ein dumpfer Schlag durchkämmte die Nacht. Dann noch einer. Die Fahrertür sprang aus den Federn und schlug auf dem Boden auf. Ein Bein ragte aus dem Wagen und Lee erkämpfte sich den Weg aus dem mitgenommenen Oldtimer. Auf der anderen Seite hievte sich Adam aus dem zersprungenen Fenster. Unter einem Ratsch sprang er zu Boden. Dass sein Hemd dabei zerrissen wurde, war Adam fürs erste egal. Beide schauten sich fassungslos an. „Lagom“, sagte Lee entspannt und seufzte vor sich hin. „Was?“, fragte Adam etwas aufgeregt wegen ihrer Lage. Lee entzündete sich einen Glühstengel. Er lief ein paar Schritte um den Wagen und musterte ihn aufs Genaueste. „Lagom. So sagen wir's in Schweden. Nicht zu wenig, nicht zu viel, genau richtig“, antwortete Lee Adam anstarrend. Adam schaute ihn böse und entsetzt an. Jedes seiner Worte sprach er voller Abneigung und mit ordentlich Wut gewürzt aus: „In welcher kranken Welt ist diese Scheisse genau richtig?! Tiger reisst uns die Köpfe vom Leib! Findest du das eigentlich lustig?! Lagom am Arsch verdammt!“ – „Alles eine Frage der Perspektive“, Lee deutete mit der Zigarette auf das tote Tier, „Wär dieser scheiss Klotz nur eine Handbreit weiter links gelandet, sprühte meine Aterie jetzt wohl wie ein wilder Feuerwehrschauch und du hättest keinen Kopf mehr, um den du dir Sorgen machen könntest.“ Adam hätte eine Fliege verschlucken können. Verständnislosigkeit strahlte von seinem Gesicht aus: „Oh! Welch Wunder. Wir haben diese Scheisse überlebt. Und jetzt?! Warten wir bis uns Tiger erledigt?! Oder wie?!“ – „Nein“, sagte Lee entspannt. Er zog erst. Dann sprach er: „Tiger wird verstehen, dass niemand von uns was für diese Scheisse kann.“ – „Ach ja? Ist das so?“, sagte Adam sarkastisch. „Ich weiss ja nicht, ob du dich noch erinnerst oder ob du wiederum viel zu bekifft warst, aber Tiger hat sich über fünf Minuten lang von diesem scheiss Auto verabschiedet, bevor er dir den Schlüssel gab.“ Lee starrte denkend durch die Nacht. Dann urplötzlich: „Oke. Wir sind am Arsch.“ Beide standen sie hilflos um den Wagen. Der Wind heulte. Die Kälte bebte gar. „Und jetzt?“, fragte Adam. „Jetzt...“, überlegte Lee, „rufen wir Hank an. Er soll einen Wagen schicken.“ Adam seufzte laut auf, während er sich langsam einmal im Kreis drehte: „Das ist ja eben die Scheisse!“ Adam machte eine kurze Pause, dann sagte er flüsternd: „Die scheiss Gypsies haben all unsere Wagen.“ – „Ou, scheisse! Wir sind am Arsch!“, verlor Lee langsam aber sicher auch die Fassung. „Sag ich ja.“

Schweigend standen sie da, während die Flocken den Oldtimer berieselten. Adam liess sich langsam auf die Motorhaube sacken. Sprang dann aber wieder schnell auf, als der Königshirsch ein letztes leises Hecheln ausstiess. Mit einem verwunderlichen ‚Scheisse‘ blieb er stehen und trat nachdenklich gegen den platten Reifen. Eine Weile sagten beide nichts, bis Lee sein Handy zückte und eine Nummer wählte. „Wenn rufst du an?“, fragte Adam nun doch ruhig. „Floyd. Er wird wissen was zu tun ist“, entgegnete ihm Lee. Adam nickte ihm stumm zu. Einzig das Tüten des Telefons hallte durch die Nacht. Bis auf einmal aus dem Nichts ein Motor zu hören war. Leise und weit weg, doch ganz klar erkennbar. Nun sah Lee und Adam auch sich nähernde Scheinwerfer. Adam und Lee warfen sich schnell einen verstörten Blick zu. Lee liess das Handy fallen, dann rannten sie los. Schnell wateten sie durch die weisse Wüste Richtung Strasse, während man noch ein leises ‚Lee? Halo, Lee?!‘ aus dem Schnee vernahm.

Knirschend rollte der blaue Chevrolet durch den Redwood. Der Fahrer drosselte das Tempo und hielt dann komplett an. ‚Was zum Teufel machen diese weissen Mutterficker hier um diese Uhrzeit‘, dachte sich der Fahrer, als der Wagen direkt vor zwei Gestalten anhielt. Beide schützten sie ihr Gesicht vor dem Scheinwerfer. Der Motor verhallte in einem Echo. Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter. Die Zwei kamen nun näher. Als sie die Hände vom Gesicht nahmen, musterte der Fahrer eben diese aufs Genaueste. Unmittelbar vor dem Wagen blieb ein grosser Langer stehen, die Hände in Säcken verstaute, den Blick kühl und kühn in den Himmel gerichtet. Offensichtlich wartend, das Haupt von einer buschigen Haarpracht geziert, strich er sich gemach über seine kurzrasierten Koteletten. Eine schwarze Lederjacke, untermalt von einem bunten Hemd, verlieh dem Wartenden eine munter düstere Aura. Der Andere beugte sich nun zum offenen Fenster herunter. Lange zottelige Goldsträhnen baumelten wie Lianen vor der Autotür herab. Eine beig pelzige Wildlederjacke kleidete den jungen Burschen. „Na, alles frisch?“, fragte der Blondschoopf. Der Fahrer entgegnete etwas verwirrt: „Bis eben... ja.“ Dann etwas ernster: „Wo liegt denn das Problem?“ Lee grinste den Fahrer an, trat einen Schritt beiseite und wies mit Zeige und Mittelfinger auf die durchbrochene Mautstelle und die matschigen Reifenspuren: „Da unten.“ Der Fahrer hob sich etwas vom Sitz wie ein Dreikäsehoch beim monatlichem Messen. Nun sah er den Mercedes. Rauchend und keuchend, schon fast am verwesen. Er wandte den Blick zurück zu dem Burschen: „Gibt es dafür nicht etwas namens Abschleppdienst?“ Die Gestalt vor dem Auto lachte. Auch der Blonde grinste, richtete sich den Schnurrbart und antwortete: „Nun ja. Eigentlich brauchen wir den nicht. Wir brauchen nur etwas Pferdestärke um den Wagen wieder auf die Strasse zu bringen.“-„Und wie stellst du dir das vor?“, erwiderte der Fahrer misstrauisch. Der Bursche antwortete prompt: „Hab ne Kette im Wagen.“ Der Fahrer schaute durch die Gegend. Er ballte die Faust und seufzte genervt: „Ich weiss, dass du es nicht weisst, aber ich bin etwas in Eile.“ Er sah den Blondan fordernd an. „Wer ist das nicht?“, hörte man von dem Lockenkopf.

Der Fahrer sah in böse an. „Hör zu. Ich verspreche dir, das geht nur so zwei drei Minuten. Dann kannst du weiterziehen, Fährte setzen, adios muchachos. Tun wir dann auch“. Ein Moment verstrich bevor der Fahrer widerwillig grimmig den Wagen verlies, sich vor Lee aufbäumte und die Wagentür schliesslich hinter sich zuschlug. „Los. Gehen wir.“ Die Drei stapften im Gänsemarsch durch den Schnee. Der Fahrer zuletzt schaute skeptisch hinter sich und dann, noch skeptischer vor sich. Sie erreichten den Wagen. Die zwei Gestrandeten blieben stehen. Der Fahrer lief einmal um den Wagen. «Verdammt», sagte er als er den Königshirsch erblickte. Er liess ein Pfeifen heraus, dass klar zeigte, was das für ein Brocken zu sein scheint. Er lief weiter bis zum Kofferraum, öffnete ihn gerade um die Kette zu holen. «Ich will euch ja nicht enttäuschen Jungs, aber ich glaube kaum, dass der Schlitten noch irgendwohin fährt», sagte der Fahrer, als der Kofferraum nun aufklappte. Der Fahrer starrte stumm und neutral in den Hinterteil eben dieses Schlittens. Jetzt wusste er, weshalb ein Abschleppdienst hier nicht erwünscht war und dass weder er, noch dieser Mercedes hier rauskommen. «Das wissen wir», sagte der Blondschoopf. Stille kehrte ein. Einzig der erdrückende Klang des Schnees unter Stiefeln war zu hören. «Adios Muchacho.»

Vorschau auf Ausgabe Zwei

Das Tagebuch des Zacharia Bromberg - Finale

Narco Polo - Zweites Kapitel

Fat Town

Die Gesänge von Gi

Die Abenteuer des Jonathan von Felsenburg

About Tigers and Deers - Zweite und dritte Räubergeschichte

und vieles mehr

